45
2. Novemberheft 1962

zb
ZEIT IM BILD

Gelbe Mine am Strom

Brigadier E. Kaczor aus dem Schwefelkombinat Tarnobrzeg grüßt seine deutschen Kollegen zum Tag des Chemiearbeiters

Foto E. Buschmann

Eine Diskussion wert:

Stabile oder labile Westmark?

Stoßseufzer einer westdeutschen Zeitschrift: „Innerhalb eines einzigen Jahres hat diese Währung vier Prozent ihres Wertes eingebüßt." Gemeint ist vom westdeutschen „Hobby" mit diesem selten aufrichtigen Eingeständnis die Westmark.

Es lebt sich teuer im Westen

„Die Kohlen, der Volkswagen, Möbel, Milch, Eier, Brot und zahlreiche andere Waren sind in den letzten zwölf Monaten teurer geworden; wir müssen auch mehr Geld für Mieten, Haarschneiden oder die Straßenbahn ausgeben", lamentiert der westdeutsche Artikelschreiber und fügt hinzu: „Und fast jeder Tag bringt die Ankündigung neuer Preissteigerungen: Die Hühner sollen teurer werden, das Obst ebenso, und die Deutsche Bundespost will – allen Versprechungen zum Trotz – die Gebühren hinaufsetzen." Die Hamburger „Welt" kündigt am 18. Oktober 1962 für den 1. Januar 1963 an: „Bahn und Post werden teurer!"

Bange Frage: Kommt die Inflation?

Es ist ein großer Packen wirtschaftswunderlicher Sorgen, den das westdeutsche Blatt vor seinen Lesern ausbreitet, denn – so heißt es – „immer mehr Menschen stellen besorgt die Frage: Wie lange kann die Währung diesen Kaufkraftverlust noch aushalten?"
Auf die Frage folgt das Eingeständnis: „Immer häufiger taucht in den Diskussionen das Wort ‚Inflation' auf, die Angst vor einer neuen Geldentwertung. Daß es sich nicht um eine unbegründete Angst handelt, zeigen die Äußerungen vieler namhafter Fachleute."

Der Verbraucher zahlt die Zeche

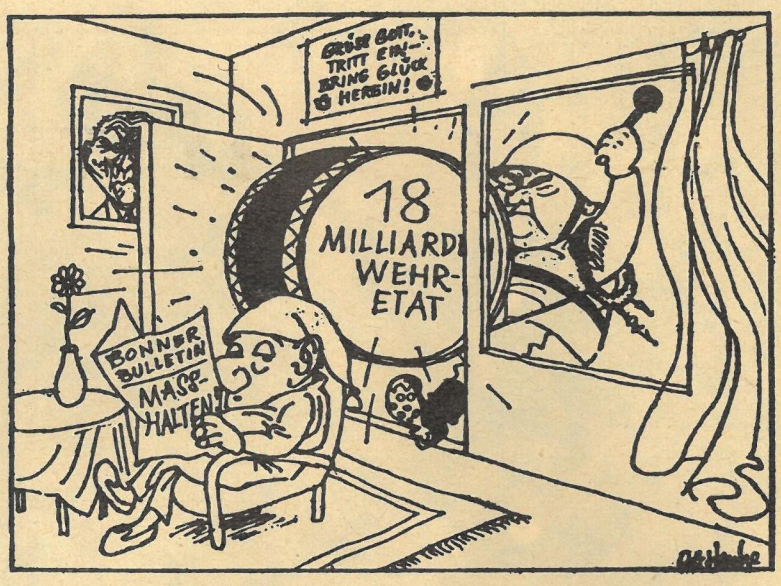
Das Blatt muß zugeben, daß „die Hausfrau heute viel mehr Geld ausgeben muß als vor fünf oder gar zehn Jahren" und daß die Hausfrauen deshalb sagen: „Heute ist die Mark nur noch halb soviel wert wie vor zehn Jahren."
Die Hausfrauen kommen mit dieser Bemerkung, die in westdeutschen Läden zur stehenden Rede geworden ist, der Wahrheit viel näher als der oben zitierte Artikelschreiber, der sich und seinen Lesern folgendes ausrechnet: „Während der Index für die Lebenshaltung 1950 bei 85 stand, betrug er 1960 schon 102,4, 1961 wuchs er auf 105 an, und heute steht er bei 109. Daraus ergibt sich, daß die Mark seit 1950 rund 22 Prozent ihres Wertes verloren hat. Die Mark von 1950 ist also heute nur noch rund 78 Pfennig wert."

Wer zieht die Westmark in den Abgrund?

Man begegnet solchen volkswirtschaftlichen Untersuchungen nicht nur in dem von uns zitierten westdeutschen Blatt. Alle diese Blätter haben auch die Antwort auf die Frage nach der Ursache bereit. Bleiben wir bei unserer Quelle, dort heißt es: „Die Ursache zu dem verstärkten Preisauftrieb liegt in unserem wachsenden Wohlstand; durch Lohn- und Gehaltserhöhungen bekommt der Verbraucher mehr Geld in die Hand, so daß die Nachfrage rasch wächst." Es ist natürlich gerade umgekehrt: Die Arbeiter müssen um Lohnerhöhungen kämpfen, weil die Preise nach oben klettern.
Der Währungsverfall in Westdeutschland ist die Folge der abenteuerlichen Aufrüstungspolitik Adenauers und seines Korruptionsministers Strauß. Diese Politik soll das Volk mit Verteuerung der Lebenshaltungskosten finanzieren.

Schützenhilfe für die Kriegstreiber

So wahr die Feststellungen über die steigenden Preise und die schwindende Kaufkraft der Westmark sind, so falsch informiert die westdeutsche Presse ihre Leser über die Ursachen. Indem die wohlfeile westdeutsche Presse die Lohn- und Gehaltsforderungen der Arbeiter und Angestellten für Kaufkraftschwund und Inflationserscheinungen verantwortlich macht, handelt sie im direkten Auftrag der Regierung, die sich eben anschickt, Notverordnungsgesetze zu manipulieren, durch die der Streik um Lohnerhöhungen als „ungesetzlich" erklärt werden soll. Der Arbeiterklasse, auf die die Hauptlast der Rüstung abgewälzt wird, soll das Streikrecht genommen werden, damit sie sich nicht mit dem Mittel des politischen Massenstreiks gegen die Atomkriegspolitik zur Wehr setzt, nicht etwa weil sie – wie den Lesern der korrupten westdeutschen Presse weiszumachen versucht wird – „durch ihre Lohnforderungen die Preise in die Höhe treibt und die Kaufkraft untergräbt".
Die Gegenwart, aber auch die nächste Zukunft werden zeigen, daß bedeutende Teile der westdeutschen Arbeiterklasse auf die Manöver der von den Konzernherren gesteuerten Presse nicht hereinfallen. Die zunehmenden Streiks in Westdeutschland deuten darauf hin, daß sich die Arbeiter in zunehmendem Maße nicht durch die Täuschungsversuche der Monopolpresse davon abhalten lassen, ihre Interessen in der richtigen Weise wahrzunehmen. **Willy Forner**



Die westdeutsche Gewerkschaftszeitung „Metall" versieht die treffende Karikatur mit der Unterschrift: „Horch – was kommt von draußen 'rein!"

...UND IHRE MEINUNG?

Nr. 32/1962

... denn sie wissen, was sie tun

Neben den interessanten Beiträgen und Bildern aus aller Welt verfolgte ich mit Spannung die „Kriminalfälle ohne Beispiel" von Günter Prodöhl. Der Mordprozeß gegen Vera Brühne beweist die Inkorrektheit und Korruption des Justiz- und Polizeiapparates der Bundesrepublik. Manchmal frage ich mich, ob so etwas noch mit den Gesetzen vereinbar ist. **B. Boyde, Leipzig**

Diese Publikation hat mich sehr interessiert. Die Wiedergabe der Vorgänge im Mordprozeß Rohrbach zeigen der Öffentlichkeit eine Rechtsbeugung westzonaler Prägung, die jeden einzelnen Bürger in der Deutschen Demokratischen Republik stark beeindrucken müßte. Mir und meiner Familie wurde im Mai 1961 auf meinen Antrag hin in der Deutschen Demokratischen Republik Asyl gewährt. Diesen Schritt tat ich, weil ich ein Opfer westdeutscher Justizwillkür wurde. Mein Fall zeigt, wie Richter der Bundesrepublik unter Mißbrauch ihrer Amtsbefugnisse jeden deutschen Bürger zu verurteilen bereit sind, wenn es gilt, die reaktionären Hochfinanzkreise bei ihren spekulativen Schiebungen zu decken und deren Gegner auszuschalten. In einem umfangreichen Wirtschaftsstrafprozeß wurde ich aus diesem Grund unter Verwendung von vier Zeugenmeineiden verurteilt. Als Rechtswahrer meiner Schwiegereltern wurde ich schließlich noch in aller Öffentlichkeit als „dreckiger Jude" bezeichnet, den man „vor 1945 aufzuhängen vergessen" habe. **W. Hantzsch, Zittau**

Nr. 41/1962

Beherrscher der Sredna Gora

In dieser Reportage ist Ihnen ein großer Fehler unterlaufen. Bei uns in der DDR ist es allgemein üblich, daß der Aufenthalt im Schwenkbereich verboten ist. Jeder SKW-Fahrer ist verpflichtet, seinen Wagen während der Beladearbeit zu verlassen. Diese Vorschrift hat sich deshalb als notwendig erwiesen, weil es schon vielfach zu Unfällen kam. Die Verlustzeit in Kauf zu nehmen ist besser, als Arbeitsunfälle zu verursachen.
H. Heinrich, Schlema II

Menschen wie du und ich

In dem Artikel ist eine sonderbare Entdeckung gelungen! „Zwei Frauen sitzen in der Kabine, eine Sorbin und eine Deutsche." Eine Frage sei daher gestattet: Ist die Sorbin k e i n e Deutsche?
B. Grubenick, Halle

Die Sorben sind eine nationale Minderheit in der DDR und besitzen die Staatsangehörigkeit der DDR. Die Redaktion

Nr. 42/1962

„Autosäuglinge"

Ich begrüße die instruktiven Hinweise aus der Feder von Heinz Melkus an die Anfänger, die in der Überschrift als „Autosäuglinge" betrachtet werden. Notwendig wäre jetzt eine Stellungnahme von Heinz Melkus zu den neuen Bestimmungen über die „Schnapsflaschenbrüder", die neuerdings – endlich! möchte man ausrufen – die Kosten ambulanter ärztlicher Behandlung bezahlen müssen, wenn sie statt des Tanks sich selbst volllaufen lassen. Bringt recht schnell die näheren Einzelheiten, denn Aufklärung tut not. **G. Weiß, Dresden**

Zur Nachahmung empfohlen

Der Kraftfahrerwettbewerb „Unfallfrei? Ich bin dabei!" müßte überall durchgeführt werden. Ich habe den Eindruck, daß der Kraftfahrer, der sich zur Teilnahme entschließt, vorsichtiger fährt. Kommt man viel herum, dann macht man Erfahrungen, die einen solchen Kraftfahrerwettbewerb auch in anderen Städten ratsam erscheinen lassen. **G. Greher, Potsdam**

Nr. 43/1962

Schlacht ohne Verluste

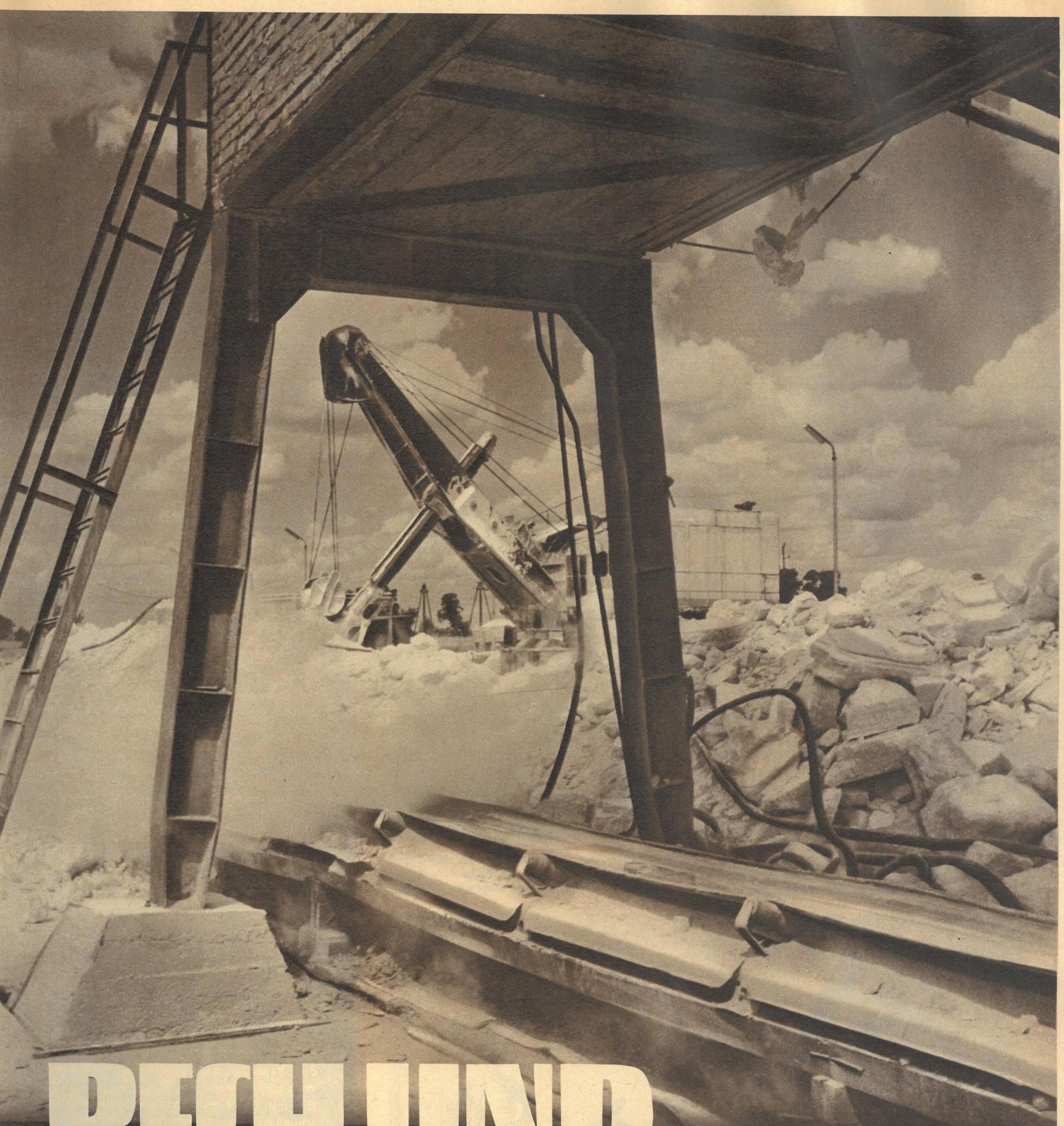
Meine Einkellerungskartoffeln stammen von einem Feld, in dem derart viel, zum Teil scharfkantige und spitze, Steine stecken, daß die auf der Kombine am Leseband stehenden Kollegen gar nicht alle Steine herausklauben konnten. So wanderte ein Teil der Steine mit den Kartoffeln über Becherwerk und Rutsche auf den Anhänger. Jeder spitze Stein, der von oben herunterfiel, verletzte eine Kartoffel. Ergebnis: Von vier Zentnern mußte ich einen Zentner angeschlagene Kartoffeln auslesen. Auf äußerst steinigen Böden halte ich nach diesem Ergebnis den Einsatz von Kartoffelkombines für falsch. **G. Wolf, Dresden**

Das Verbrechen im Wald von La Mornasse

Die zwei Seiten über den Mörder Leibbrand lassen einen erschrecken, obwohl man nach dem Fall Globke auf alles gefaßt sein muß. Aber es ist doch überraschend, zu erfahren, wie unbekümmert Leibbrand ins ehemals feindliche Ausland reiste und ungeniert dort seine Geschäfte machte, wo er eigentlich vor Gericht gestellt werden müßte. Ein Glück für den Mörder, daß er in Stuttgart vor Gericht gestellt wurde, wo noch ehemalige NS-Blutrichter amtieren, die seinesgleichen kein Auge aushacken lassen. Wie gut, daß uns der Schutzwall an unserer Staatsgrenze vor dieser westlichen „Freiheit und Demokratie" schützt! **G. Baumert, Dresden**

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher
Verlagsleiter: Günther Zumpe · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862 · Für nicht bestellte Fotos und Manuskripte wird nicht gehaftet

VERLAG UND REDAKTION ZEIT IM BILD, DRESDEN A 19, SPENERSTRASSE 21, RUF 34115, TELEX DRESDEN 019263



PECH UND SCHWEFEL

Eben noch rollten wir mit 90 Sachen über die schnurgerade Straße in Richtung Weichselbrücke, da passierte es. Der Motor streikte. Also aussteigen, Vergaser ausbauen, Kerzen reinigen, Benzinleitung durchblasen. Ohne Erfolg. Pech und Schwefel hängen eben doch enger zusammen, als wir dachten. Es lagen nämlich noch 900 Kilometer bis zur heimatlichen Garage vor uns. Bittere Kilometer übrigens, wie sich noch herausstellen sollte. Aber hinter uns lag – und das war Glück bei allem Pech – unsere Reportage aus dem Domizil des Höllenfürsten. Zumindest muß er früher hier gewohnt

DRITTER BERICHT UNSERER REPORTER E. BUSCHMANN (FOTOS) UND E. KOTTWITZ (TEXT) AUS VOLKSPOLEN

PECH UND SCHWEFEL

Auswandern, in der Fremde Arbeit suchen oder verhungern. Diese Alternative seit Ewigkeit, vor der auch Eugen Czyz (links) vor Jahren noch stand, ertrank im Schwefel von Tarnobrzeg. Des heutigen Flotationsarbeiters Eugen Hand wird hier gebraucht. Eine geschickte Hand, wie sich herausstellte, von einem klugen Kopf gelenkt.

„Es ist schön, daß ihr gekommen seid", begrüßte uns die Verladebrigade. „Erzählt allen deutschen Menschen, wie wir heute in Polen leben und arbeiten, und grüßt die Kumpel in Leuna und anderswo zu ihrem Ehrentag des Chemiearbeiters. Wir feiern mit ihnen." Arbeiterworte, kurz und bündig, aber voller Freude über den Besuch.

und beim Umzug größere Mengen seines Leib- und Magenparfüms vergessen haben. Nicht umsonst sagt man noch heute: „Teufel noch mal, stinkt's hier nach Schwefel!"

Die Kleinstadt Tarnobrzeg liegt in Ostpolen an der Weichsel. Dieses unbekannte Provinznest rückte innerhalb eines Jahres fast sensationell in das Interesse der Fachwelt. Besonders die „in Chemie machenden" Kapitalisten richten seither scheele Blicke auf den (Schwefel-)Schatz, den Volkspolen hier zu heben begonnen hat. Die Faschisten hatten im Krieg Kenntnis von den Schwefellagern erhalten, aber in ihrer chauvinistischen, größenwahnsinnigen Überheblichkeit taten sie die polnischen Untersuchungen als „polnisch und damit unzuverlässig" ab.

Dabei liegen um Tarnobrzeg die von der Konzentration her größten und vom Ausmaß her drittgrößten Schwefelvorkommen der ganzen Welt. Man schätzt sie vorsichtig auf 110 Millionen Tonnen reinen Schwefel, genug für einen einhundertjährigen Abbau. 1956 wurde die Grube erschlossen (unten rechts). Trotz der bis zu 80 Meter dicken Abraumschicht müssen die knapp 30 Prozent Schwefel führenden Flöze im Tagebau abgebaut werden, weil die große Gasbildung Untertagearbeiten nicht zuläßt. 1958 begann der Kombinatsbau, und zwei Jahre später, genau am 4. Dezember 1960, verließ der erste Reinschwefel (99,95 Prozent) das Werk. Ein Jahr danach ging die zweite Stufe in Betrieb, und in diesem Jahr nun folgten die Superphosphatfabrik und ein Werk für Fluorverbindungen. Zum Bauende 1975 werden hier – trotz Vollmechanisierung – 5 300 Menschen arbeiten, 500 000 Tonnen Reinschwefel und Schwefelprodukte jährlich erzeugen und so viel exportieren, daß Polen zu den größten Lieferländern der Welt zählen wird.

Die mit ČSSR-Hilfe erfolgte systematische Erschließung des gelben, so hinterhältig in den Augen beißenden Minerals verwandelt ein Gebiet, das früher verächtlich „Polen B", zweite Klasse, genannt wurde und das Zehntausende auf der Suche nach Arbeit und Brot verlassen mußten. 1962 entfällt ein erklecklicher Teil der in der Wojewodschaft Rzeszów bisher erbauten 10 000 Wohnungen auf Tarnobrzeg. Hier speist man, wo es früher kaum eine erbärmliche Dorfkneipe gab, vorzüglich im schlicht-eleganten Restaurant „Capriccio", besucht mit Selbstverständlichkeit den Theaterabend im Klub, bietet ein modernes Zwei-Etagen-Kaufhaus eine Fülle Waren an, studieren Tausende an Abend- und Fernschulen, sorgt man sich schon um weitere Arbeitskräfte. Wenn man es so bedenkt, wird einem sogar Beelzebub sympathisch, zumindest wegen seines Nachlasses am Weichselufer.

Es riecht stechend, beißt in den Augen und ist dennoch Gold. Auf 24 Dollar je Tonne steht der Weltmarktpreis des in Tarnobrzeg wahrhaft international durch ČSSR-, DDR- und polnische Maschinen geborgenen und verarbeiteten Minerals.

Tarnobrzeg. Die Geschichtsschreiber von heute haben mehr über diese Stadt mitzuteilen, als es die vier Zeilen im Lexikon von 1930 tun. Allein über „Capriccio" (oben) und die Wohnungen für über 7000 Menschen, die hier entstehen und die Einwohnerzahl verdreifachen werden (unten), lassen sich Romane schreiben. Und wir sind sicher, die sozialistische polnische Literatur wird sich dieses Leckerbissens annehmen. Das galizische Tarnobrzeg von gestern hat der Teufel längst verlassen (rechts).

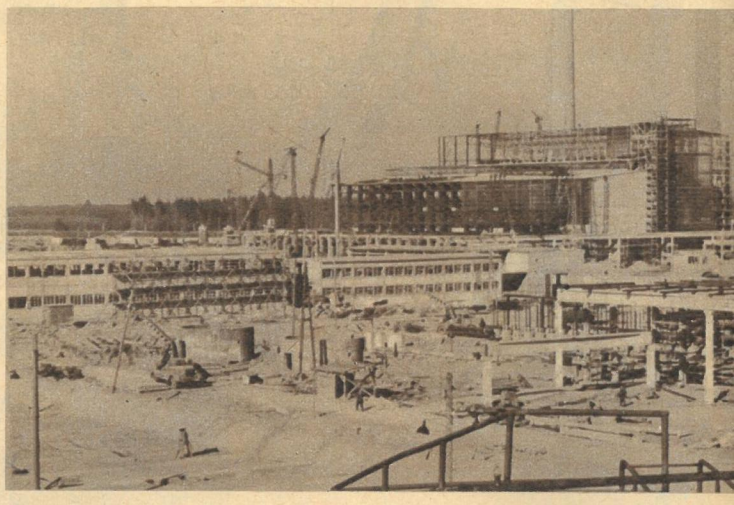
Gäste am Strelasund

Kormorane, diese entengroßen, schwarzglänzend gefiederten Vögel, sind in den letzten Jahrzehnten in der Welt immer seltener geworden. Um so glücklicher sind die Ornithologen der Vogelwarte Hiddensee, daß sich gerade in ihrem Forschungsbereich seit 1953 jährlich eine Kolonie Kormorane zur Brutzeit einstellt. Die ätzenden Exkremente der fischfressenden Vögel haben den schmalen Waldstreifen am Strelasund in eine gespenstisch abgestorbene Landschaft verwandelt. Wenn diese gefiederten Gäste jetzt im November nach Süden ziehen, tragen viele die Ringe der Vogelwarte, und mancher Kormoran hat so schon zur Erforschung der Reiseroute beigetragen.

Fotos: Zentralbild (5), Böhle (3), DMI (2)

Aus dem Besuchsprotokoll: Besichtigung der Warnow-Werft ...

... und des antifaschistischen Schutzwalles in Berlin



Flottenbesuch erneuerte Freundschaften

Als, von donnerndem Geschützsalut begrüßt, ein Verband der Baltischen Rotbannerflotte in den Rostocker Hafen einlief, waren Tausende Einwohner der Hafenstadt unterwegs, um den sowjetischen Matrosen mit einem lauten „Hurra" oder „Drushba" ein Willkommen zuzurufen. Dieser Schiffsverband erwiderte den Flottenbesuch unserer Volksmarine in Leningrad, und bereits dort geknüpfte Freundschaften wurden hier nicht nur erneuert, sondern weiter vertieft. Dieser Flottenbesuch, zu dem die Zerstörer „Sprawedly" und „Swetly" gehörten, bewies aber auch die enge Verbundenheit der sozialistischen Seestreitkräfte. Er gab uns die Gewißheit, daß der Frieden an der Ostsee verläßlich geschützt wird. Nach viertägigem Aufenthalt verabschiedeten sich die sowjetischen Gäste.

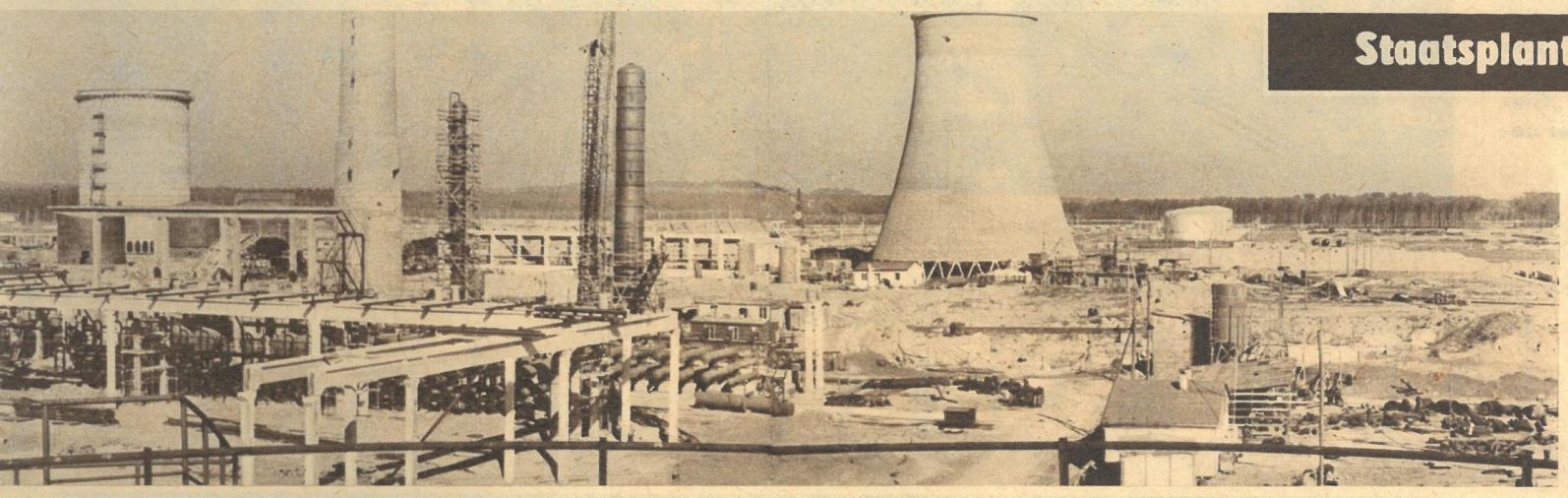
Saison der Strickmützchen

Die Tage werden kürzer, das Quecksilber sinkt, und Strickmützchen werden, wie es das Deutsche Modeinstitut voraussagt, auch diesmal wieder große Mode sein. Links eines mit kleinem Kunstlederschild, rechts ein Prelana-Mützchen mit Lederband.

Sie drängen nach Kunst

Die an außergewöhnliche Kunstgenüsse gewöhnten Moldaustädter notierten ein Ereignis mit besonders dicken Buchstaben: die Ausstellung der Dresdner Gemäldegalerie in Prag. Täglich herrscht großer Andrang, denn viele möchten die Exponate der weltbekannten Sammlung sehen.

Staatsplantermin bleibt



Mit einer Bauleistung von 5,8 Millionen DM im September haben die Erbauer des Erdölverarbeitungswerkes Schwedt (Oder) die Planrückstände aufgeholt. 1962 wurden soviel Bau- und Montagearbeiten geleistet wie in den drei Vorjahren insgesamt, und 1963 sollen die Leistungen gegenüber diesem Jahr auf das Doppelte gebracht werden.

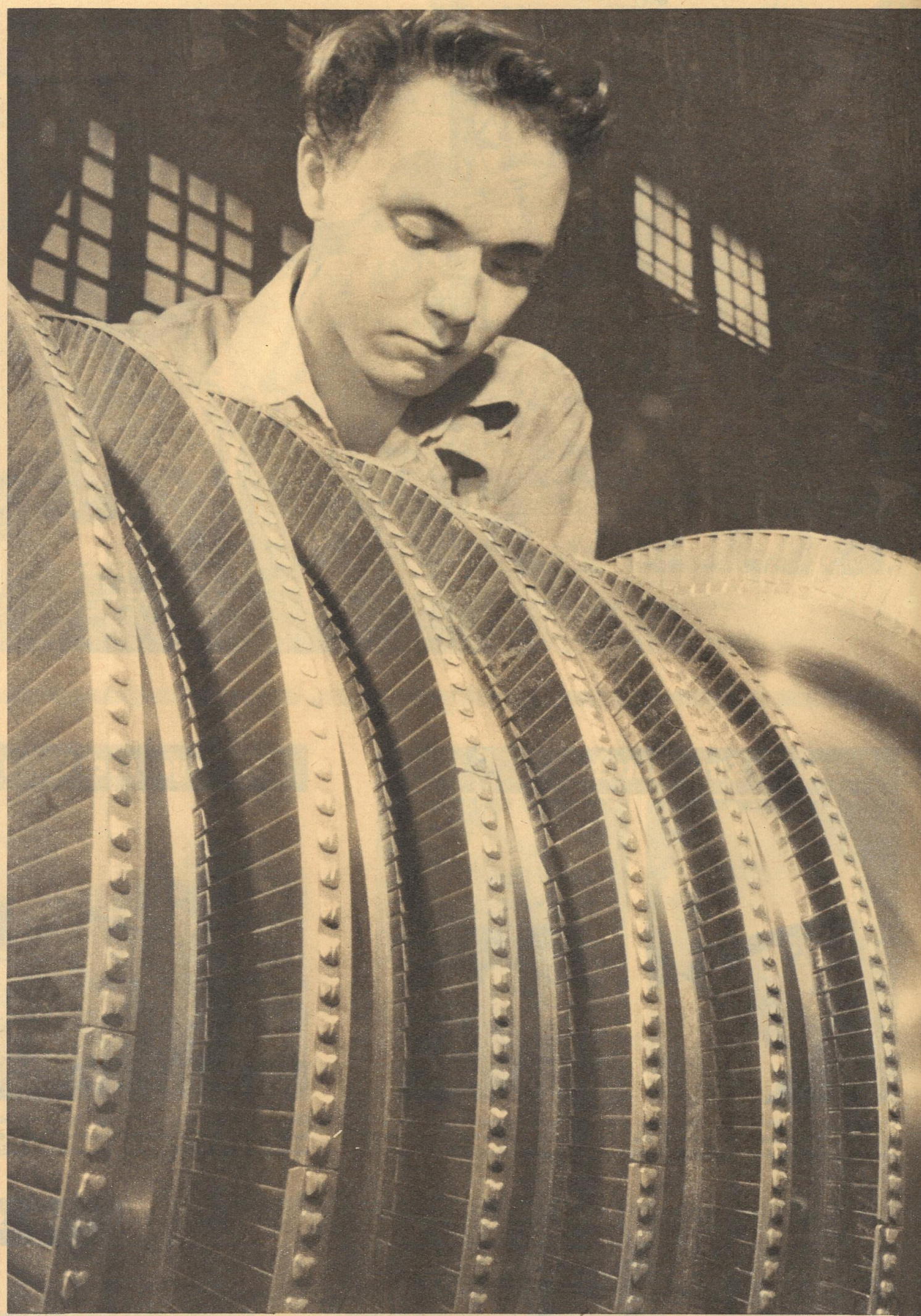
Um 16 Uhr schaltet die Republik das Licht ein. Millionen Glühbirnen und Neonröhren leuchten dann in den Herbstabend und bringen die Kraftwerkturbinen auf volle Touren. Das ist die Zeit, in der unser Energienetz zum Zerreißen gespannt ist und die „Strommänner" sorgenvoll auf ihre Voltmesser blicken. „Mehr Turbinen brauchte man, schnell und billig", denken sie wohl in diesem Moment und versuchen die Fieberkurve „Verbrauch" zu beruhigen.

Vielleicht von Bidstrup?

„Und es muß doch irgendwie anders gehen", grübelt Karl-Heinz Weißenfels vor einem verrosteten Stahlblock, aus dem in 22 Arbeitsgängen die Leitschaufeln herausgefeilt, gefräst, gedreht und gebohrt werden. Leitschaufeln, die vielleicht zu 80 Stück auf einem Ring vor einem Läufer sitzen (im Bild sechs Läufer eines Satzes), um den Dampf in gewünschter Richtung blasen zu lassen. Für eine Turbine werden je nach Größe durchschnittlich 300 Leitschaufeln benötigt, und jede braucht mindestens 22 Arbeitsgänge. Vielleicht war die Zeichnung von Bidstrup, die den Bildhauer karikierte, der aus einem riesigen Felsblock eine winzige Plastik meißelt. In der Dresdner Turbinenfabrik mit ihrem Freitaler Zweigwerk aber will man klüger sein als der belachte Steinmetz und keinesfalls immer und ewig die kleinen Leitschaufeln aus dem gewaltigen Stahlblock hauen. So begann man nach neuen Wegen zu suchen, und damit diese schnell gefunden würden, gründete man eine Arbeitsgemeinschaft. Weißenfels wurde ihr Leiter, und mit ihm arbeiteten noch fünf.

Vorurteil der Klassik

„Leitschaufeln wurden immer so gemacht, überall und in der ganzen Welt, und da wollt ihr ausgerechnet in Freital die Klassik über Bord werfen?" meinten die Zweifler. Ihre Stimmen waren gewichtig; sie gehörten Facharbeitern, erfahrenen Spezialisten. Doch das „Fähnlein der sechs Aufrechten" arbeitete verbissen weiter. Verbissen hatten sie sich in den Feinguß nach ausschmelzbaren Modellen. Denn eins war klar: Wollte man etwas grundlegend Neues schaffen, mußte auch das Verfahren neu sein, alles andere waren Halbheiten, Kompromisse. Also weg von der Drehbank, dem Fräser, dem Bohrer. Wie aber kann man ein Fertigteil erhalten, wenn man es nicht mechanisch bearbeitet? Das Kollektiv sagte, man müßte es gießen, und schon meldeten sich die Zweifler wieder: „Gießen wollt ihr so feine Teile, bei de-



Sechs Männer verlassen die Dresdner Turbinenfabrik. Wie jeden Tag war ihre Arbeit sozusagen

Reine Formsache

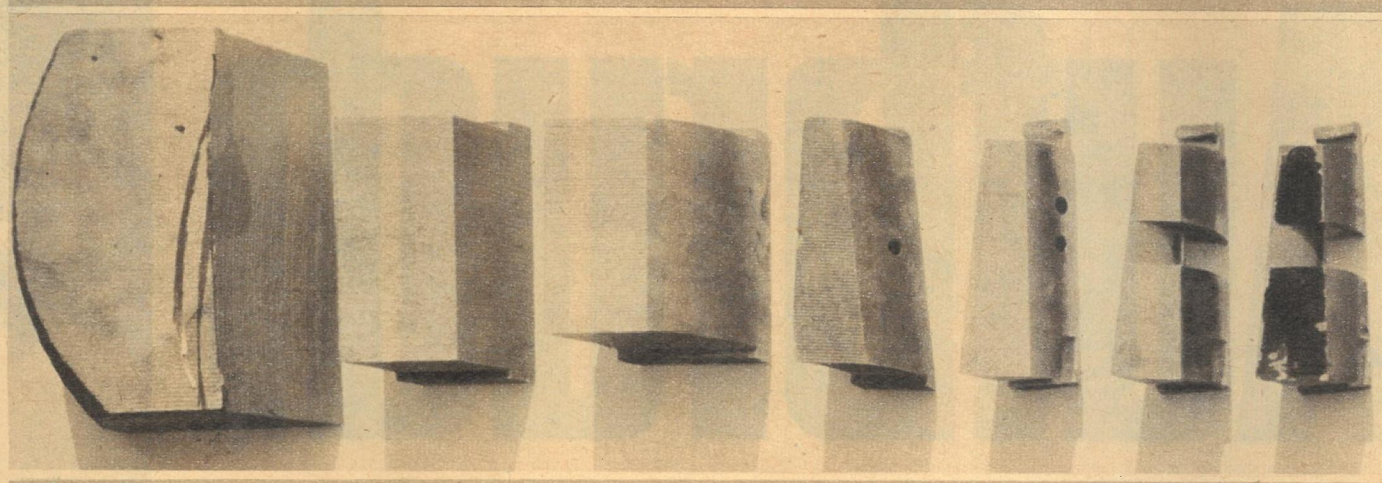
nen es aufs Detail ankommt?" Aber das Fähnlein schob auch dieses Vorurteil beiseite und schritt weiter auf dem Weg der Erkenntnis. Dieser führte sie zunächst nach Pirna in den VEB Entwicklungsbau.

Das Wachs der Erkenntnis

„Ihr wollt also die Schaufeln gegossen haben", sagten die Pirnaer. „Na ja, genaugenommen wurde ja bereits in der Antike nach dem Verfahren gearbeitet, das wir bei euch Freitalern anwenden müßten. Früher nahm man Bienenwachs als ausschmelzbares Modell. Aber damals goß man bestenfalls eine Brosche oder eine Speerspitze und keine Leitschaufel. Doch eigentlich müßte sich eine Möglichkeit finden lassen." Und sie fand sich! Die Sache ist wie vieles Schwierige denkbar einfach. Als erstes haben wir eine Stahlnegativform, die mit Wachs ausgegossen wird. So erhalten wir das Wachsmodell der Leitschaufel. Nach kleinen Nacharbeiten wird es zu Modelltrauben zusammengesetzt und mit einer feuerfesten keramischen Masse überzogen, sozusagen paniert. Danach wird das Wachs ausgeschmolzen, und man erhält die keramische Hohlform, ähnlich der Puppe, aus der die Raupe schlüpfte. Diese Hohlform wird nochmals geglüht und dann mit flüssigem Stahl ausgegossen. Ist dieser erkaltet, schlägt man die Form ab, und übrig bleibt die Leitschaufel. An der so hergestellten Schaufel sind nur noch drei Fräsoperationen nötig, und die großen Kopfdrehbänke können mit anderen Objekten bestückt werden.

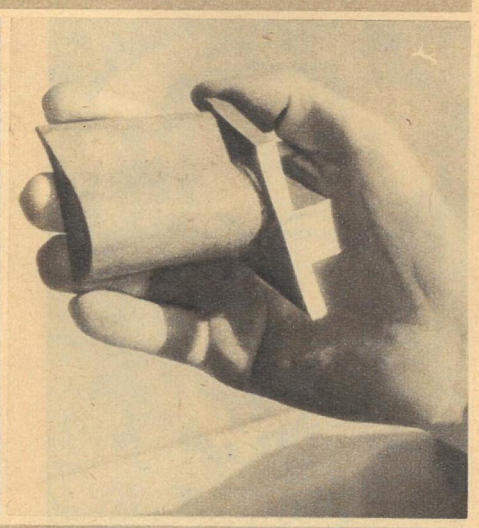
Guß mit Zukunft

„Wo die Freitaler nicht weiterkamen, half Pirna und umgekehrt", erzählt Kollege Büchner vom Entwicklungsbau, und „das Zusammenarbeiten mit dieser Arbeitsgemeinschaft ist eine zukunftsfrohe Sache." Am 7. Oktober wurden die Freitaler als sozialistische Arbeitsgemeinschaft ausgezeichnet. Nach dem alten Verfahren wurden 65 Prozent des Materials in den 22 Arbeitsgängen in Späne verwandelt, nach dem neuen werden allein bei den selbstmontierten Turbinen (das Freitaler Zweigwerk ist noch Zulieferbetrieb) 31 Tonnen hochwertigen Stahls eingespart. Die Arbeitsproduktivität konnte schlagartig auf 200 Prozent gesteigert werden, was einer Selbstkostensenkung um 50 Prozent entspricht. So hing das neue Verfahren praktisch und theoretisch nur von der Form ab, von ihrer Detailtreue, in die der Stahl gegossen wird. Deshalb war die Arbeit der Männer eigentlich eine reine Formsache. Gegenwärtig ist die Forschungsgruppe dabei, das Verfahren für die anderen Turbinenbetriebe zu verallgemeinern. Selbstverständlich wird der volle Nutzen erst erzielt, wenn soviel als möglich danach arbeiten. Denn rationeller hergestellte Leitschaufeln bedeuten mehr Turbinen, und Turbinen mit Generatoren gekoppelt liefern Licht, Wärme und Energie – für dich zu Hause und auch für deinen Arbeitsplatz.



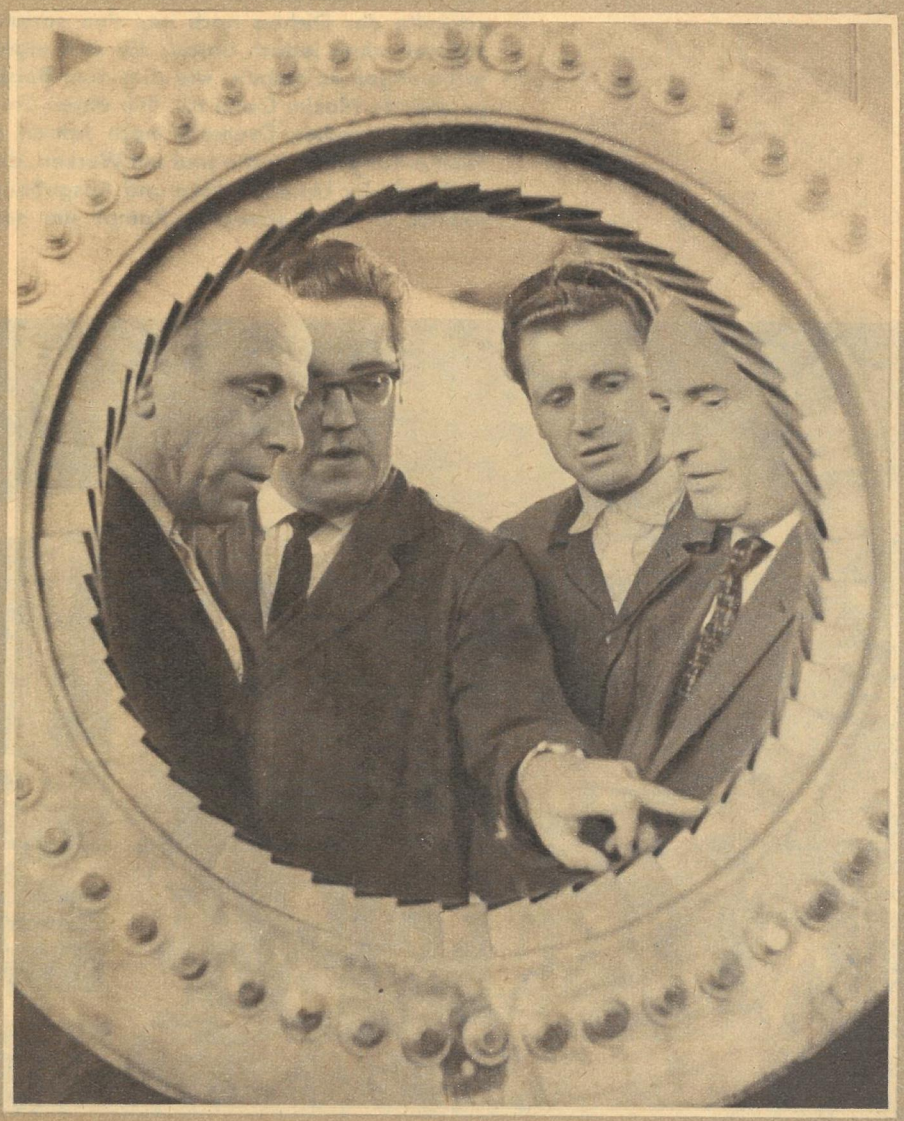
Schmerzvolle Geburt: Hobeln (Auflageseite), hobeln (schmale Seiten und Spannrand), Auflagefläche schleifen, trennen, Maschine umbauen zum Bauchprofildrehen, usw. usw. Uns schwirrte der Kopf von Fakten und Arbeitsgängen, die nach dem alten Schema bis zur fertigen Leitschaufel nötig sind.

Fotos R. Peter jr. / Text W. Winkler



Gespenster in Pirna: Links demonstriert Kollege Büchner die zu Modelltrauben zusammengesetzten Leitschaufeln aus Wachs, rechts die mit der keramischen Masse überzogenen Modelle, deren Panierung die eigentliche Form bildet. Durch Asbestanzüge geschützt, gießen die Pirnaer den Stahl in die Hohlform, die später zerschlagen die fertige Leitschaufel freigibt.

Aus dem Rahmen gefallen



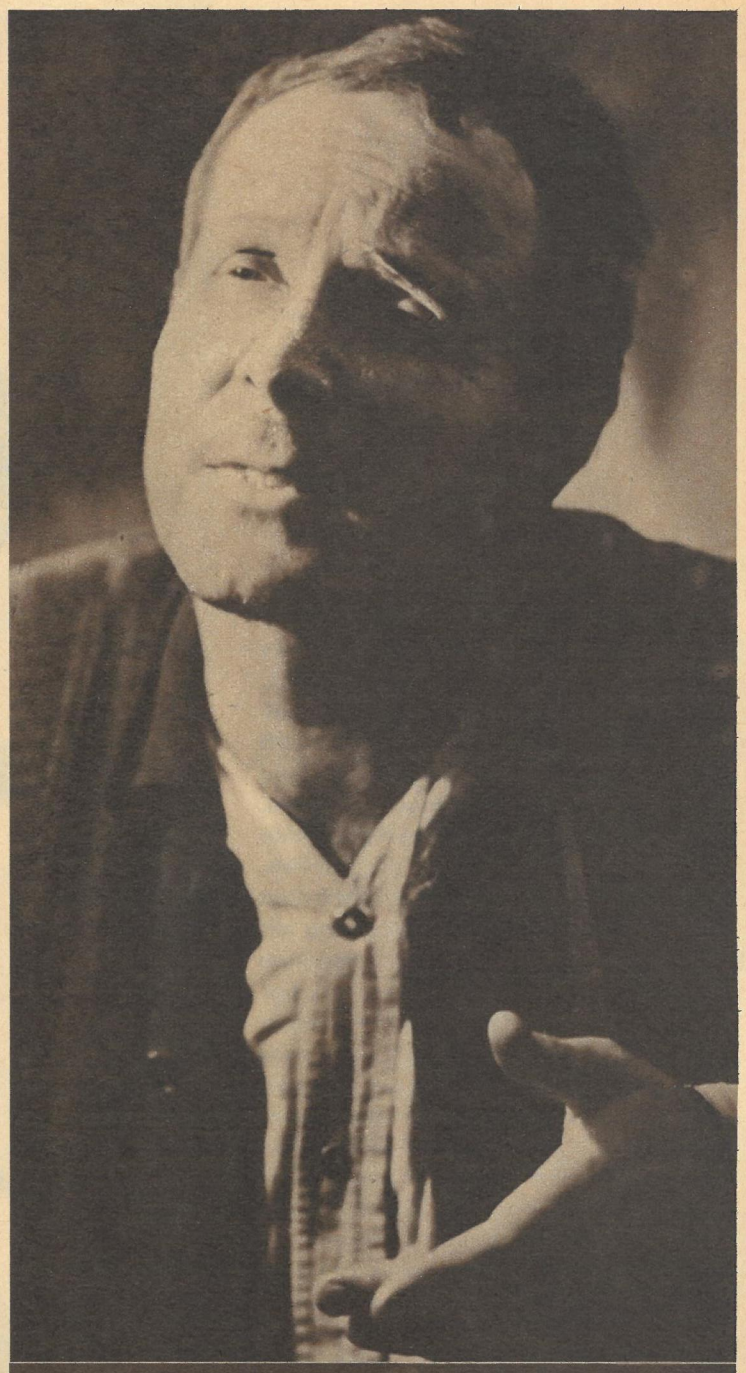
sind diese vier Männer der Forschungsgruppe. Heinz Hörig, Karl-Heinz Weißenfels, Heinz Richter und Kurt Rößler betrachten den aufgeschaufelten Drehfuß der Kopfdrehbank. In jede einzelne Leitschaufel müßte extra ein Gewinde geschnitten werden, um sie auf diesen Ring schrauben zu können, der dann in der Drehbank rotiert, wo die Leitschaufeln bearbeitet werden. Dank der Arbeitsgemeinschaft, zu der noch Helmut Hanzsch und Erhard Clajus gehören, fällt diese zeitraubende Angelegenheit weg; die Schaufeln sind jetzt aus einem Guß gefertigt.

Aufbruch

AM 15. NOVEMBER 1862 WURDE GERHART HAUPTMANN GEBOREN

Atemlose Stille liegt über dem Zuschauerraum bei dem zornigen Aufschrei des alten Webers Baumert (Foto rechts). All das Elend, die Schmach und Verzweiflung seiner Klassenbrüder, der schlesischen Weber, sind ihm bewußt geworden bei den aufrüttelnden Versen des „Blutgerichts", dieser „kühnen Parole des Kampfes, worin . . . das Proletariat seinen Gegensatz gegen die Gesellschaft des Privateigentums . . . herausschreit" (Karl Marx). Von Szene zu Szene steigert sich die Anteilnahme der Zuschauer, und der Schlußbeifall beweist, daß hier, im Görlitzer Gerhart-Hauptmann-Theater, „Die Weber" genauso verstanden wurden wie vor achtundsechzig Jahren bei der ersten öffentlichen Aufführung im Deutschen Theater in Berlin. „Beifallssalven durchrauschten das Haus", schrieb damals die Presse – aber der Kaiser (als Repräsentant der von Gerhart Hauptmann entlarvten Klasse) kündigte seine Loge, verweigerte dem Dichter den Schillerpreis. Doch alle Anfeindungen und Verwässerungsversuche konnten den Siegeszug der „Weber" nicht aufhalten (die russische Übersetzung wurde von Lenin redigiert!). Mit den „Webern" gelangte Gerhart Hauptmann zum Weltruhm, den „Der Biberpelz", „Die Ratten", „Fuhrmann Henschel", „Vor Sonnenaufgang" und „Rose Bernd" durch ihre bis dahin unerhörte realistische Gestaltung noch weiter festigten. Von dem umfangreichen, alle literarischen Gattungen umfassenden Lebenswerk Gerhart Hauptmanns sind seine frühen Dramen durch die Volksverbundenheit ihrer Helden die lebenskräftigsten. Hier schöpfte der Dichter noch aus den sozialen Erfahrungen seiner Jugend, ohne jedoch daraus für sein eigenes Leben die Schlußfolgerungen zu ziehen, wie dies zum Beispiel der von ihm hochgeschätzte Maxim Gorki tat. Wir ehren Gerhart Hauptmann, weil er der deutschen Dramatik nach Jahren der Stagnation wieder Weltgeltung verschaffte und mit Werken, die wie „Die Weber" vom Aufbruch der Unterdrückten und Ausgebeuteten künden, das Proletariat in dem schweren Kampf um seine Befreiung stärkte.

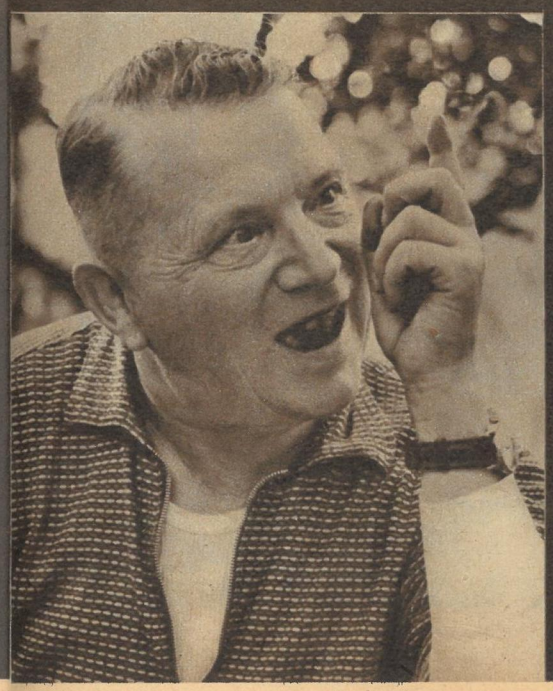
Gerhard Gumpert, Dachdecker und Laienschauspieler, erinnert sich: „‚Die Weber' haben wir auch vor 35 Jahren in unserer Spielgruppe der ‚Roten Hilfe' gespielt. Das war in einer Zeit, als in vielen Berufstheatern der dritte Akt als – ‚zu gefährlich und aufrührerisch' weggelassen wurde!"



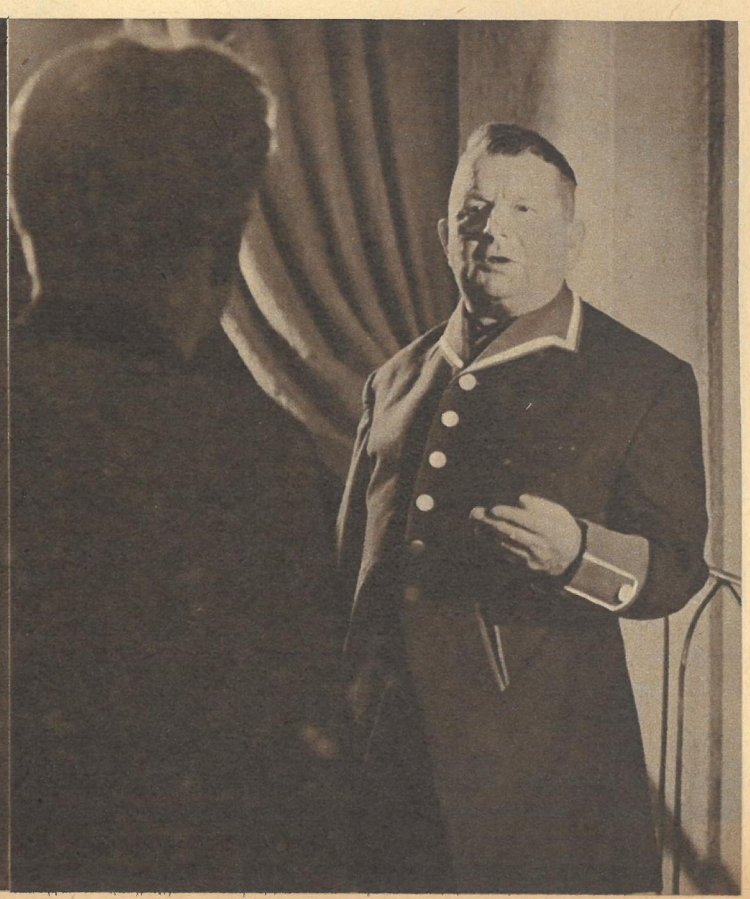
Eberhard Schäfer, Oberspielleiter am Gerhart-Hauptmann-Theater: „Bevor ich ‚Die Weber' inszenierte, besuchte ich die historischen Orte des Weberaufstandes von 1844. Aus den Elendsdörfern sind schmucke Siedlungen geworden. Gewebt wird jetzt in modernen Fabriken, die Leinen in 38 Länder exportieren. Jede Fabrik hat ihr Kulturhaus, an vielen Orten gibt es gute Arbeitertheater, bei denen auch Gerhart Hauptmanns Dramen – besonders natürlich ‚Die Weber' – auf dem Spielplan stehen. Die Berufstheater aber erhalten aus Westdeutschland (wo die Rechte für Hauptmanns Werke liegen) kein Material. Bonn versucht, Hauptmann-Aufführungen in Schlesien zu verhindern!"

Fotos Lothar Wlocka / Text Heinz Becker

„. . . Aber wir haben das Stück natürlich ungekürzt gebracht. Es half uns ja bei der politischen Agitation. Wir haben damals – wie es sich heute allgemein durchgesetzt hat – herausgearbeitet, daß es überall dort, wo Unterdrückung war, auch Kampf dagegen gab. Die Nazis haben uns dafür eingesperrt . . ."



„. . . und von uns siebzehn nur drei am Leben gelassen! Natürlich spiele ich heute mit desto größerer Freude wieder mit (in den ‚Webern' den Johann, Foto rechts), weil wir jetzt erreicht haben, was damals beim Weberaufstand und vor 1933 bei uns Ziel des Kampfes war: ein menschenwürdiges Leben für alle Arbeiter!"

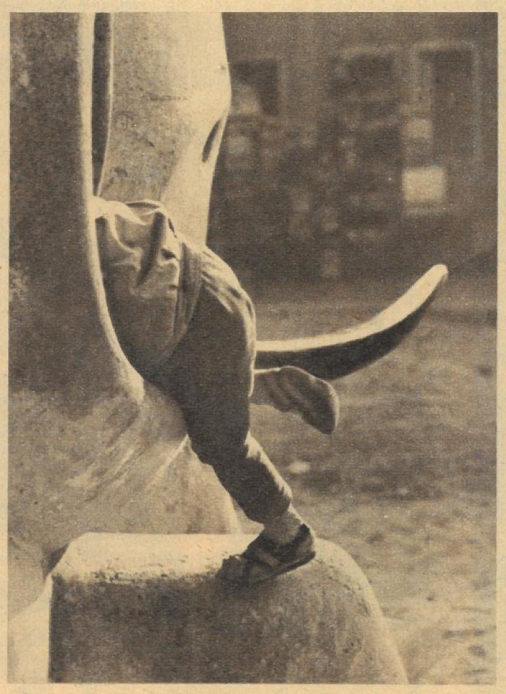


Es gibt Elefanten und Rüsseltiere.
In Dresden hat man beides
zu einem stabilen Spielzeug vereinigt,
das sich wachsender Beliebtheit erfreut.
Die Produktionsgenossenschaft
„Kunst am Bau" hat den erfolgreichen
Versuch unternommen,
einen Spielplatz zweckgebunden
und zugleich künstlerisch zu gestalten.
Über den Betonguß-Elefanten
wurde bei der Projektierung mit
Unfallinspektoren und Kindergärtnerinnen
beraten; das Tier
ist ungefährlich und für jeden
Spaß zu haben. Auf dem Rüssel kann man
herunterrutschen,
durch die Ohren kann man klettern,
an den Stoßzähnen
Klimmzüge machen, und im Bauch kann
man Verstecken spielen.
Ein sehr schönes Geschenk der
Dresdner Stadtväter, auch wenn das gute
Tier etwas verborgen in einem
Innenhof sitzt.
Es würde natürlich auch den Kindern
anderer Städte ebensoviel
Freude machen wie den Dresdner Rangen.
Die Elefantenbauer
halten die Abgußformen bereit.

Wie man ein Klettergerüst sinnreich und zugleich schön gestalten kann

rüssel-rutsche

Fotos Buschmann / Text Juba



3

süße insel heiße herzen

TATSACHENBERICHT VON WOLFGANG SCHREYER

Der spanische General Martinez Campos, der sich schon einmal, im Jahre 1878, zu einem Waffenstillstand mit der Mambi-Armee, der kubanischen Befreiungsarmee, entschließen mußte, befindet sich siebzehn Jahre später – 1895 – erneut in Kuba. Er ist jetzt Marschall und Oberbefehlshaber der gesamten spanischen Armee, von der spanischen Regierung zur Unterdrückung eines neuen Aufstandes der geknechteten Kubaner eingesetzt, die vergebens auf die Einhaltung der seinerzeit von Campos gemachten Zugeständnisse gewartet hatten. Nur mühsam kämpft sich die spanische Armee durch den Dschungel, eine den Aufständischen zahlenmäßig bedeutend überlegene und auch besser ausgerüstete Truppe. Und dennoch wird sie nicht fertig mit dem Aufstand. In Begleitung des spanischen Marschalls befinden sich seit kurzem der junge Winston Churchill und sein Freund Reginald Barnes, die sich den „Spaß" einmal aus der Nähe betrachten wollen. Campos hängt einem düsteren Traum nach, der ihn quälte, nachdem er am Abend zuvor in der Enzyklopädie die Einzelheiten früherer Einmischungsversuche Nordamerikas nachgelesen hatte. Ein erster Invasionsversuch im Jahre 1850 war gescheitert. „Trotz dieses Fehlschlages", hieß es in diesem Buch, „begann in der Union die Werbung für einen Angriff auf Kuba bald aufs neue; sie wurde durch häufige Reibungen genährt."

„Als im Februar des Jahres 1854 die Beschlagnahme des nordamerikanischen Handelsschiffes ‚Black Warrior' einen Konflikt hervorrief, wurde in den Vereinigten Staaten eine dritte Kubaexpedition unter General Quitman vorbereitet, kam aber wegen Mangels an Geldmitteln nicht zustande. Im folgenden Jahr entdeckten die Inselbehörden eine von der kubanischen Junta in New York geleitete Verschwörung unzufriedener Kreolen. Die Häupter derselben wurden verhaftet, die Insel in Belagerungszustand versetzt und zur Unterstützung der an 30 000 Mann zählenden spanischen Besatzung eine Miliz, selbst aus Mulatten und freien Negern, gebildet. Bald danach veranlaßten neue Zwischenfälle zur See die Unionsregierung, ein Geschwader in den Golf von Mexiko zu entsenden . . ."

Hier hat Martinez Campos das Buch zugeklappt. Was weiter kommt, kennt er aus eigener bitterer Erfahrung. All die Jahre hindurch haben die Yankees auf der Lauer gelegen; ihr Abwarten nennen sie: Politik der reifen Frucht. „Wie ein Apfel, der durch die Kraft des Windes vom Baum getrennt wird, zu Boden fallen muß, auch wenn er es nicht will", hat US-Präsident Quincy Adams schon gesagt, „so wird Kuba, wenn es von Spanien getrennt und die künstliche Bindung zerbrechen würde – da es unfähig ist, sich selbst zu erhalten –, den Vereinigten Staaten von Nordamerika zufallen."

Und wieder ist es Martinez Campos, als erblicke er das Traumbild von vorhin. Er steht unter einem Mangobaum in einer zauberhaft schönen Bucht. Dicht vor ihm kämpft sein Leibregiment, mit dem Rücken zum Meer. Die Mambises stürmen vor, über grauem Pulverdampf tauchen helle Gestalten auf, und er sieht schon an ihren Strohhüten das rote Dreieck mit dem weißen kubanischen Stern. Viele fallen, Macheten klirren gegen Bajonette, die Regimentsfahne schwankt. Hinter ihm sagt der Adjutant: „Das Klima richtet uns zugrunde, Exzellenz! Gelbes Fieber, Hitze, Feuchtigkeit. Wie schnell verliert sogar das Fahnentuch hier seine leuchtenden Farben!" Eine törichte Bemerkung; zornig wendet er den Kopf – und das Blut stockt ihm in den Adern. Draußen vor der Bucht schwimmen in Kiellinie die elf neuen Panzerschlachtschiffe der Vereinigten Staaten, gefolgt von Kreuzern, Monitoren, Kanonen- und Torpedobooten, Truppentransportern, Raddampfern. Stählerne Geschütztürme schwenken herum und richten sich aufs Ufer.

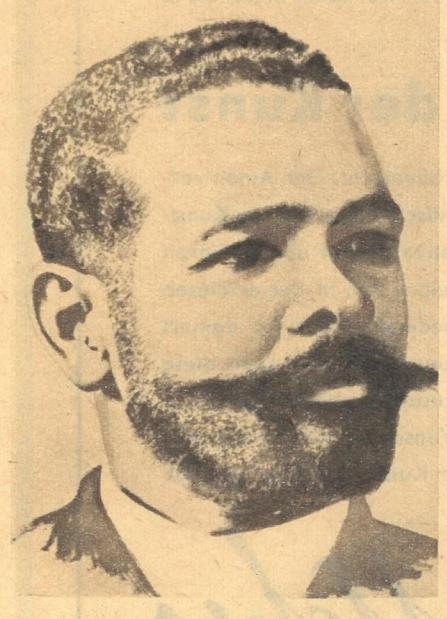
Der Marschall weiß, all das ist ein böser Alptraum; er hat wohl gestern zu reichlich gespeist. Diese visionäre Flotte ist ja keineswegs fertig, und da wären auch nicht mehr als 2 200 Marineinfanteristen, die sie landen könnte. Das amerikanische Heer ist, verglichen mit seiner eigenen Armee, lächerlich schwach. Doch im Innersten glaubt er an den Ernst der Bedrohung, an das gespenstische Zukunftsbild. Und so beschließt er in diesem Moment, den Aufständischen einen Waffenstillstand anzubieten. Nur keinen Zweifrontenkrieg! Lieber ihnen alles mögliche zugestehen, wie damals in Zanjon: Steuer- und Zollsenkung, Amnestie . . . Sogar die eigene Position, die fast absolute Herrschergewalt des Generalkapitäns, wird er preisgeben müssen. Das ist jetzt einerlei. Er schreibt ein paar Zeilen, ruft einen Vertrauten zu sich und befiehlt ihm, zum Feind zu reiten – zu General Maceo selbst.

Die Mambi-Armee

Nicht ohne Grund richtet der Generalkapitän seine Botschaft an den fünfzigjährigen Mulatten Antonio Maceo. Unter den kubanischen Rebellenführern gilt der „bronzene Titan", wie sein Ehrenname lautet, als energischster Gegner nordamerikanischer Einmischungspläne. Kürzlich haben die Spanier einen seiner Briefe abgefangen und darin den Satz gefunden: „Ich erwarte nichts von den Amerikanern; wir dürfen nur unserer eigenen Kraft vertrauen; es ist besser, ohne ihre Hilfe aufzusteigen oder zu fallen, als einer so mächtigen Nation gegenüber Dankesschulden einzugehen." Läßt diese Haltung nicht ein Arrangement erhoffen? . . . Doch kaum ist der Bote weg, da beginnt der Briefschreiber an seinem Versöhnungsplan zu zweifeln. Plötzlich scheint ihm die Feindschaft zu tief, der Gegensatz alt und unüberbrückbar.

Tatsächlich war Maceos Name seit langem mit der Geschichte der Mambi-Bewegung verknüpft. Schon 1868, in der dritten Aufstandswoche, hatte sich der damals dreiundzwanzigjährige Kleinbürgersohn aus Santiago dem Rebellenheer angeschlossen. Gutsbesitzer und deren Advokaten führten damals die dürftig bewaffneten und noch ganz unerfahrenen Haufen kreolischer und farbiger Landbewohner gegen die Spanier. Meist hatten sie, wie Carlos Manuel Cespedes, ihre Sklaven freigelassen, die nun für sie kämpften. Die militärische Ausbildung lag in den Händen ehemaliger vom Westteil Haitis vertriebener Angehöriger der spanischen Armee; junge Männer wie Sergeant Maximo Gomez, der später gleichfalls ein berühmter Mambi-General wurde.

Antonio Maceo war mit Leib und Seele revolutionärer Soldat. Sein persönlicher Mut, seine Intelligenz ließen ihn nicht nur rasch avancieren – nach zwei Monaten war er Hauptmann, ein halbes Jahr darauf Major, drei Jahre später Oberst –, sondern bald auch erkennen, daß die reichen Kreolen den Befreiungskampf mangelhaft führten. Viele der konservativen Großgrundbesitzer gefielen sich in der Rolle lokaler Machthaber, griffen die Kolonialtruppen nur auf ihrem eigenen Gebiet an und neigten dazu, sich mit den Spaniern zu verständigen. Maceo, bei Kriegsende Generalmajor, trat solchem



Mambi-General Antonio Maceo: „Ich erwarte nichts von den Amerikanern . . ."

Verrat an der nationalen Sache entschieden entgegen; er ersetzte derartige Leute durch patriotische Kubaner einfacher Herkunft.

Nach dem Waffenstillstand von Zanjon emigrierte er nach Haiti. Dort versuchten ihn die Spanier zu ermorden. Anfang 1880 kehrte er mit einer Partisanenabteilung zurück, doch vereitelten spanische Kriegsschiffe das Landungsunternehmen. Im gleichen Jahr ernannte ihn die Republik Honduras zum General. In Tegucigalpa, als Chef der hauptstädtischen Truppen eines fremden Landes, ließ er keinen Tag die Verbindung zu den alten Kampfgefährten abreißen. Einem von ihnen schrieb er um diese Zeit: „Die absolute Unabhängigkeit Kubas ist nicht das letzte Ziel, sondern nur die unerläßliche Voraussetzung für weitergehende Ziele, die dem Ideal des modernen Lebens mehr entsprechen." Er träumte von großen sozialen Veränderungen.

Während der Schriftsteller José Marti als der Kopf der Revolution galt, war Maceo deren Arm. Gemeinsam mit Marti und Gomez legte er im April 1895 die Strategie der kubanischen Rebellen fest und erzielte im selben Jahr seine größten militärischen Erfolge. Das Volk nennt ihn: General Antonio . . . Churchills Erlebnisbericht enthält eine Gefechtsskizze, die deutlich macht, wie Maceos Truppen den weit überlegenen Feind planmäßig zermürbten.

„Nach einer etwas unruhigen Nacht brach die Kolonne früh am Morgen auf. Der Nebel gab den Scharfschützen der Rebellen Deckung, und beim Überqueren des Flusses begrüßten sie uns mit wohlgezieltem Feuer. Sie zogen sich langsam vor uns zurück, dabei den Vorteil jeder Stellung ausnutzend. Von unseren Leuten wurden zwar nicht viele getroffen, aber die Kugeln flogen der Länge nach durch die Kolonne hindurch, so daß es für alle zu einem recht lebhaften Marschieren wurde. Um acht Uhr kam die Spitze der spanischen Kolonne aus dem bedeckten Gelände in offenes Feld hinaus. Ein breiter grasbedeckter Fahrweg . . . lief über die Ebene hinweg bis zur feindlichen Stellung. Auf beiden Seiten breiteten sich Felder mit starkem, hüfthohem Gras. Halbwegs des etwa eine Meile langen Weges, etwas rechts seitlich, lag ein Palmenhain von ungefähr 100 Bäumen. Am Ende des Weges und quer zu ihm erhob sich ein flacher länglicher Hügel, gekrönt von einem Holzzaun und nach rückwärts durch dichten Wald abgeschlossen. Dort war die Stellung des Feindes, die der General unverzüglich anzugreifen beschloß.*

Das taktische Verfahren war einfach. Sobald das vorderste Bataillon der Spanier aus dem bedeckten Gelände heraus war, wurden zwei Kompanien auf beiden Flanken vorgeschoben und entwickelt. Die Kavallerie wandte sich zur Rechten des Weges, und die Artillerie ging im Zentrum vor. Der General mit seinem Stabe und den beiden englischen Gästen ritt feierlich auf dem Wege weiter bis auf etwa 40 Meter an die Feuerlinie heran. Das zweite Bataillon folgte der Batterie in Kompaniekolonne. Wir waren etwa 300 Meter vorgegangen, ohne Feuer zu erhalten. Dann sah man am Rand der fernen Höhe einige Rauchwolken erscheinen, unmittelbar gefolgt von dem Knall der Schüsse. Das wiederholte sich noch zweimal, und dann wurde das Feuer des Feindes anhaltend und blitzte über seine ganze Stellung hin auf.

Die spanische Infanterie begann zu erwidern und ging ständig vor. Das Feuer auf beiden Seiten wurde sehr stark. Über uns klang es manchmal wie ein Seufzen, manchmal wie ein Pfeifen und dann wieder wie das Summen einer zornigen Hornisse. Der General und sein Stab ritten

Fortsetzung Seite 16

* Gemeint ist der Rio Los Negros in Camaguey.

Milde Seife für zarte Haut

Beim täglichen Spiel bleiben Gesicht und Hände der „lieben Kleinen" vom Staub und Schmutz nicht verschont. Um den Kindern die Gesundheit zu erhalten, ist es notwendig, sie öfters zum Händewaschen anzuhalten. Die zarte Kinderhaut verlangt eine milde Seife.
Kinderseife „Vasenol" aus dem Hause Patina ist eine überfettete Luxusseife und wird unter Verwendung von Vasenolwirkstoffen hergestellt.

VEB PATINA · HALLE/SAALE

Von Juni bis August 1958 wurde an dieser Stelle die Fortsetzungsreihe

Piraten der Kunst

von Joachim Goll veröffentlicht. Der Autor verfolgte an Hand authentischer Beispiele die Kunstfälschung von der Antike bis zur unmittelbaren Gegenwart. Die fesselnde Art, in der er diesen interessanten Stoff niederschrieb, wird damals auch in Ihnen den Wunsch geweckt haben, diese Fortsetzungsserie in zusammenhängender Form zu besitzen. Diesen Wunsch können Sie sich jetzt erfüllen! „Piraten der Kunst" erschien als Buch unter dem Titel

Kunstfälscher

in unserem Verlag.

256 Seiten Text, ausgestattet mit 126 Abbildungen auf 48 Kunstdrucktafeln, Leineneinband, DM 15,70.

Bestellen Sie in Ihrer Buchhandlung.

VEB E. A. SEEMANN VERLAG · LEIPZIG

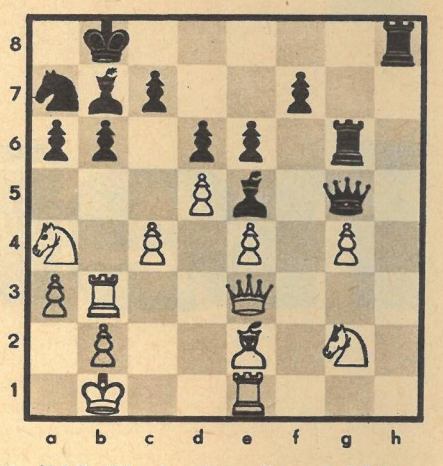
Uhlmann bezwang Weltmeister

Die DDR-Mannschaft wartete in der diesjährigen Schach-Olympiade in Bulgarien mit beachtlichen Leistungen auf. So gelang es dem Dresdner Großmeister Wolfgang Uhlmann, dem Weltmeister Botwinnik eine Niederlage beizubringen und damit ein ausgezeichnetes Ergebnis gegen die Sowjetunion mit 1½:2½ zu erreichen. Nachstehend die Partie, die allgemeine Beachtung fand.

Damen-Indisch

Weiß: Uhlmann Schwarz: Botwinnik

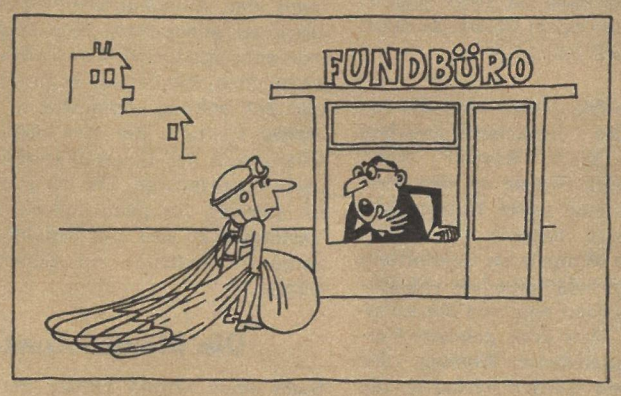
1. d4 Sf6 2. c4 e6 3. Sf3 (Uhlmann spielt nicht das übliche 3. Sc3, da er mit der Antwort 3. . . Lb4 rechnen mußte. Da Botwinnik ein ausgezeichneter Kenner der Nimzo-Indischen Verteidigung ist, wählte unser Wolfgang klug eine andere Eröffnung.) **3. . . b6 4. Sc3 Lb7 5. Lg5 h6 6. Lh4 g5 7. Lg3 Sh5 8. e3 Sg3: 9. hg3: Lg7 10. Dc2 Sc6 11. a3 De7 12. 0—0—0 g4 13. Sh4 a6 14. Kb1 h5 15. Le2 Th6 16. f3 0—0—0** (Zieht man das Fazit der Eröffnung, so ergibt sich ein deutliches Plus für Weiß. Zentrumsbeherrschung und günstige Ausgangspositionen gegen die schwarze Königstellung. Die zersplitterten schwarzen Kräfte haben wenig Aussicht, sich zu entfalten. Deswegen bietet Schwarz ein Bauernopfer auf g4 an, um die h-Linie zu öffnen. Uhlmann denkt aber nicht daran, den Bauern zu nehmen, und konzentriert sich zu Recht auf den schwarzen König.) **17. d5! Sa7 18. Sa4! gf3: 19. gf3:!** (Wesentlich stärker als das naheliegende 19. Lf3: oder Sf3:. Das weiße Zentrum wird durch den Bauern auf f3 sehr gut gestützt.) **19. . . d6** (Es drohte schon 20. d6!) **20. Sg2 Tdh8 21. e4 Kb8 22. Td3 Te8 23. Te1 Lh8 24. Dd2 Tg6 25. g4 hg4: 26. fg4:** (Der schwarze Turm gibt eine unglückliche Figur ab und spielt praktisch nicht mehr mit.) **26. . . Le5 27. Tb3 Th8 28. De3** (Jetzt kommt das Gewitter über den schwachen Punkt b6. Botwinnik versucht, sich durch Damentausch zu retten.) **28. . . Dg5**



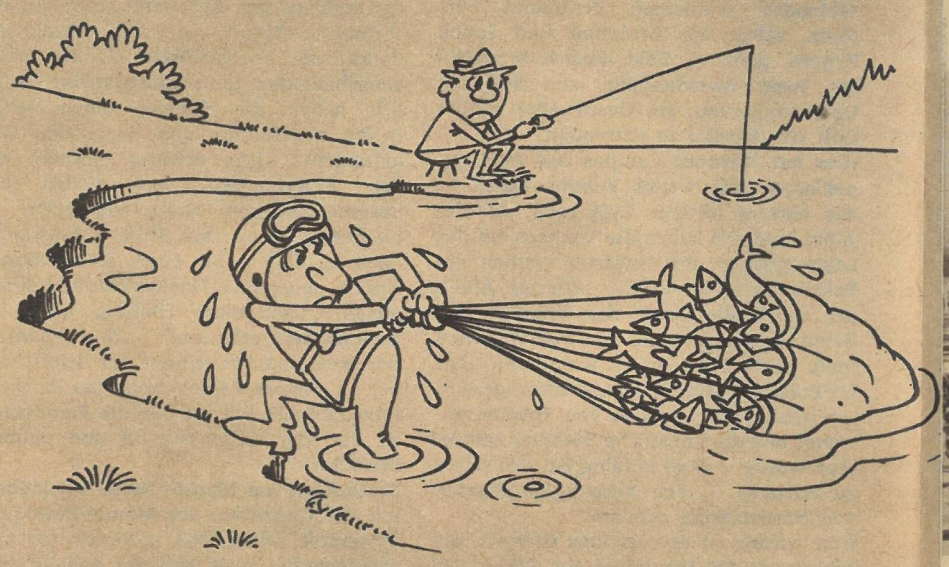
29. Sb6:!! (Die Annahme dieses prächtigen Scheinopfers wäre sehr gefährlich; z. B. 29. . . cb6: 30. Db6: De7 31. c5 mit nachfolgendem La6:. Bei Ablehnung des Opfers behält Weiß bei überlegener Stellung einen Bauern mehr.) **29. . . De3: 30. Sd7† Kc8 31. Se3: Kd7: 32. Tb7: Ld4 33. Ld1!!** (In höchster Zeitnot fand Uhlmann dennoch diesen starken Zug.) **33. . . Lb6 34. La4† Kc8 35. Lc6 Th3 36. Sc2 a5 37. Tf1 Sc6: 38. dc6: Tg7 39. b4** (Jetzt bringt Weiß seine Bauernmajorität am Damenflügel entscheidend zur Geltung.) **39. . . a4 40. e5 Tb3† 41. Kc1** (Abbruch der Partie bei überlegener Stellung des Weißen.) **41. . . Td3 42. Td1 Td1:† 43. Kd1: Lg1 44. ed6: cd6: 45. b5 Lc5 46. Sb4 Lb4: 47. ab4: Tg4: 48. b6!** und der Weltmeister gab das aussichtslose Rennen auf. Eine großartige Leistung unseres Großmeisters.

LÖSUNG DES KREUZWORTRÄTSELS AUS NUMMER 44

Waagerecht: 1. Weinert, 5. Rolland, 10. Orangerie, 12. Aron, 13. Eden, 15. Kura, 17. Gabel, 20. Rest, 22. Prior, 24. Sonntag, 26. Selters, 28. Patin, 30. Legat, 31. Eid, 33. Parodie, 36. Erl, 38. Reep, 40. Mumie, 41. Blei, 42. Lokal, 44. Effel, 46. Efeu, 47. Lob, 49. Lied, 51. Tura, 54. Paar, 57. Der Teufelskreis, 58. Sale, 59. Iota, 61. Seal, 63. Ost, 65. Narr, 68. Plaid, 70. Assam, 73. Maie, 75. Lepra, 77. Lima, 79. Spa, 80. Simonow, 82. Nab, 83. Polka, 85. Nehru, 87. Reprise, 89. Seghers, 90. Orden, 92. Elen, 94. Erato, 96. Gera, 98. Reim, 100. Noor, 102. Ossietzky, 103. Mann, 104. Ter, 105. Lea, 106. Amor. – Senkrecht: 1. Welk, 2. Nora, 3. Ero, 4. Rang, 6. Orel, 7. Lid, 8. Leer, 9. Deut, 11. Gobi, 12. Arena, 14. Nemea, 16. Utopie, 18. Arg, 19. Eos, 21. Sartre, 22. Panama, 23. Relief, 25. Tip, 27. Lee, 29. Rom, 31. Erz, 32. Delft, 34. Rull, 35. Dieb, 36. Eller, 37. Lie, 39. Poe, 41. Bei, 43. Kurella, 45. Flakons, 48. Obers, 50. Ode, 52. Uta, 53. Aue, 54. Psi, 55. Art, 56. Ast, 58. Sepia, 60. Armin, 62. Ale, 63. Odem, 64. Tarn, 66. Aal, 67. Ems, 69. Ilias, 71. Saone, 72. Lab, 74. Appell, 76. Pol, 78. Maurer, 80. Ski, 81. Weg, 84. Opfer, 86. Reger, 88. Err, 89. Set, 91. Dame, 92. Edam, 93. Neon, 94. Emse, 95. Onze, 96. Goya, 97. Auer, 99. Ist, 101. Oka.



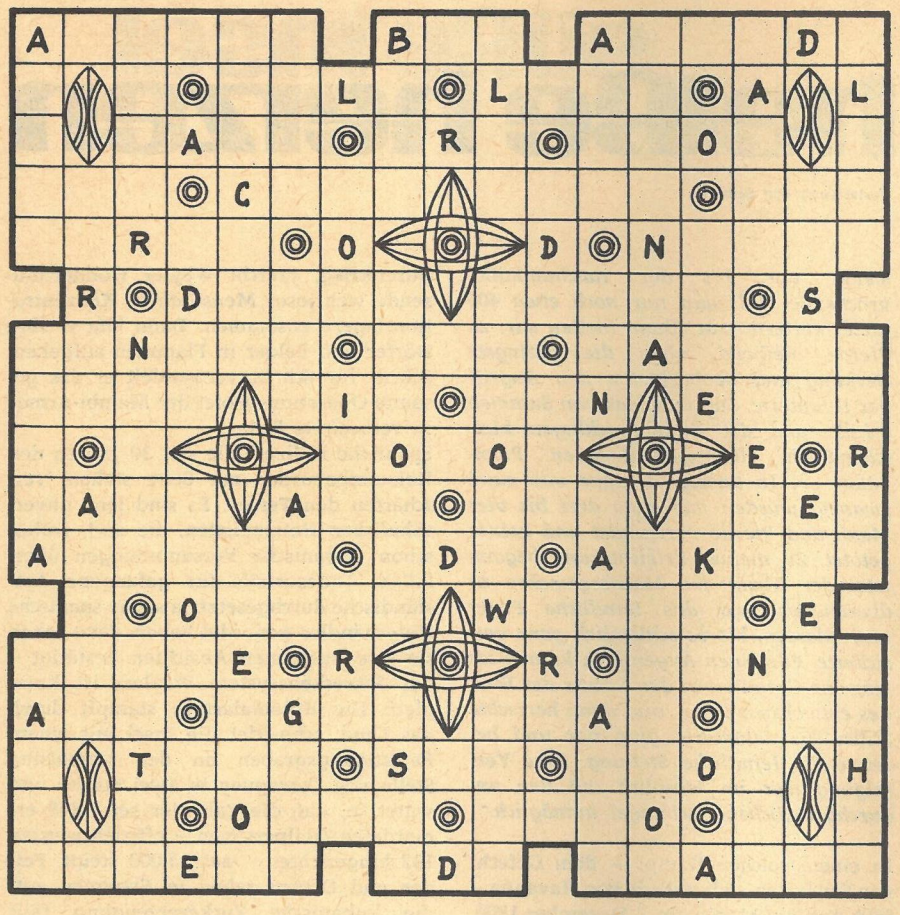
„Bedaure, aber ein Flugzeug wurde nicht abgegeben."



KREUZGITTER

In die leeren Felder sind Buchstaben so einzusetzen, daß ein Gitter aus sich kreuzenden Wörtern entsteht. Zur Kontrolle der Lösung sind einige Buchstaben bereits eingesetzt. Die Lösungswörter haben, unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur, folgende Bedeutung:

1. Verpackungsgewicht, 2. Wagendecke, 3. Geschenk, 4. Stadt in Frankreich, 5. englisch: Zeit, 6. Stadt in Norwegen, 7. Abscheu, 8. Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 9. Briefbeginn, 10. Sportgerät, 11. Nebenfluß des Ob, 12. Name einer Tochter von Karl Marx, 13. Aufgeld, Aufschlag, 14. Wissenschaftler der Landwirtschaft, 15. feierliches Gedicht, 16. Doppelsalz, 17. spanische Anrede, 18. russisch: Frieden, 19. europäischer Staat in der Landessprache, 20. Gesichtspickel, 21. Nebenfluß der Kura, 22. sittliche Gesinnung, 23. Dorfwiese, 24. Fluß im nördlichen Vorland des Kaukasus, 25. Korallen-insel im Stillen Ozean, 26. deutscher Arbeiterführer (1874—1960), 27. Nebenfluß des Dnepr, 28. Höhenrücken des Weserberglandes, 29. Hirtengott, 30. sowjetischer Flugzeugkonstrukteur, 31. griechischer Buchstabe, 32. Trugbild, 33. Enthaltsamkeit, 34. Nebenfluß des Jenissei, 35. Körperflüssigkeit, 36. englisches Bier, 37. mittlerer Rheinarm, 38. Nebenfluß des Irtysch, 39. Vorfahre, 40. Antilopenart, 41. römischer Feldherr, 42. Nebenfluß der Donau, 43. Riemenwerk der Zugtiere, 44. indischer Staatsmann, 45. Reihe, Folge, 46. Schweizer Kanton, 47. rauchende Schwefelsäure, 48. germanische Gottheit, 49. Gebirge in Westsibirien, 50. Universum, 51. Waldpflanze, 52. Stadt in Venezuela, 53. Papageienart, 54. Stadt in der Belorussischen SSR, 55. Gutschein, 56. Bezeichnung für den Nordamerikaner, 57. Früchte, 58. Art, Naturell, 59. Tagungs-, Sitzungsperiode, 60. Gebirge auf Kreta, 61. größtes Waldgebiet der Erde, 62. Fluß in der Schweiz, 63. Stadt in Ostfriesland, 64. Wohlgeruch, 65. Merkbuch, 66. Sauerstoff, 67. kongolesischer Patriot, 68. deutscher Maler, Bildhauer und Radierer (1717—1799), 69. niederländischer Maler (1613 bis 1675), 70. Sandheide in Nordrhein-Westfalen, 71. straußähnlicher Vogel, 72. Philippineninsel, 73. Funkmeßgerät, 74. Seebad im Bezirk Rostock, 75. Nebenfluß der Elbe, 76. Rundholz, Stange, 77. Hauptbau der mittelalterlichen Burg, 78. tropische Frucht, 79. Himmelsrichtung, 80. Mädchenname, 81. Hauptstadt der Aserbaidshanischen SSR, 82. Nebenfluß des Don, 83. lateinisch: Name, 84. Staatspräsident Jugoslawiens, 85. Volksstamm der Sudanneger, 86. Stadt im Bezirk Potsdam, 87. Anerkennung, 88. Stadt in Holland, 89. weibliche Bühnenrolle, 90. griechische Bezirksstadt, 91. Bergstock in der Schweiz.



RÖSSELSPRUNG

	kro-	auf	mu-	ner	vo-	nen
ist	he	ei-	daß	ei-	so	der	gel
ge-	meint	chen	der	mit	baum	ein	irrt
	wenn	kaum	schon	er	sich	wär

Die Lösung ergibt Worte von Wilhelm Busch.

SILBENRÄTSEL

a a al ba be ber bi bruck cho cu da de der di dol e e eg ein el en er fel ga ge ge gel go i is inns ki lart lau laus le ler let li ling mi mus na ne nes ni no no o pa pres psi ran rath re reb reu ri ri ri rum sa satt sche se se se shil si sprung ster sung te ter ter tros tuch um ur veau vel vem wer zahl

Es sind achtundzwanzig Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Majakowski ergeben (ä = ae).

1. Meerbusen der Emsmündung, 2. Platinmetall, 3. Selbstsucht, 4. wasserundurchlässiger Stoff, 5. Muse des Tanzes, 6. Pflanzenschädling, 7. Sturmvogel, 8. Erfinder des Steindruckes (1771—1834), 9. Handwerker, 10. grammatikalischer Begriff, 11. Monat, 12. Impfstoff, 13. erfrischendes Getränk, 14. Erhebung im Lausitzer Gebirge, 15. unabhängige afrikanische Republik, 16. strafbare Handlung, 17. Stufe, Bildungsstand, 18. Herkunft, 19. japanische Hafenstadt, 20. englische Münze, 21. Politiker und Schriftsteller, Verfasser von „Nur ein Mensch", 22. Dichter plattdeutscher Mundart (1810—1874), 23. Stadt im Bezirk Cottbus, 24. Malerutensil, 25. Stadt in Tirol, 26. kleine Prosaerzählung, 27. Teil der UdSSR, 28. rumänischer klassischer Dichter (1850—1889).

süße insel heiße herzen

Fortsetzung von Seite 13

weiter vor, bis der rauchumhüllte krachende Holzzaun nur noch etwa 400 Meter entfernt war. Dann hielten wir, zu Pferde bleibend, ohne die geringste Deckung und beobachteten den Angriff der Infanterie. Die Luft war von Summen erfüllt, und die Kugeln schlugen klatschend in die aufseufzenden Palmbäume ... In unserer Gruppe von rund zwanzig wurden nur etwa drei bis vier Mann und Pferde verwundet und keiner getötet. Zu meiner Erleichterung begann jetzt der Klang der Mausergewehre zu überwiegen und das feindliche Feuer nachzulassen, bis es schließlich ganz versickerte. Für einen Augenblick konnte ich einzelne Gestalten in den Schutz des Waldes entweichen sehen, und dann herrschte Stille. Die Infanterie ging vor und besetzte die feindliche Stellung. Eine Verfolgung war im Hinblick auf den undurchdringlichen Dschungel unmöglich."

In einem solchen Kampf – dem Gefecht von San Pedro südwestlich von Havanna – fällt Antonio Maceo am 7. Dezember 1895. Die Botschaft des spanischen Generalkapitäns hat ihn nie erreicht; er hätte sie auch keiner Antwort gewürdigt. Ein halbes Jahr nach dem Tode José Martis verliert die Revolution den nunmehr fähigsten Führer. In derselben Woche beendet Churchill sein kubanisches Abenteuer und kehrt nach England zurück. „Wir glauben nicht", erinnert er sich, „daß die Spanier imstande sein werden, ihren Krieg zu einem raschen Abschluß zu bringen."

Im Januar 1896 wird Martinez Campos nach Madrid zurückgerufen und durch den General Valeriano Weyler y Nicolau, Marquis von Teneriffa, ersetzt. Der neue Generalkapitän ist von anderem Schlage; schon im zehnjährigen Krieg, später auch auf den Philippinen, hat er sich durch besondere Grausamkeit hervorgetan. Weyler liebt das Aktenstudium. Sein Vorgänger hat ihm eine Liste hinterlassen, in der die feindlichen Gruppen wie folgt geschätzt werden: bewaffnete Rebellen 30 000, unbewaffnete Reserve 25 000, zivile Helfer 5 000, Emigranten, deren Landung möglich, 50 000.

Und Weyler beschließt, die bewaffneten Aufständischen vom Volk zu isolieren, um sie ihrer entscheidenden Hilfsquellen zu berauben. Er erfindet die „Reconcentración": Wo die Kolonialarmee auf Widerstand stößt, wird der Zivilbevölkerung befohlen, sich binnen acht Tagen in den Zuckerzentralen und Städten zu sammeln, die eine spanische Garnison haben. Wie ein paar Jahre später die Briten im Burenkrieg, pfercht Weyler Hunderttausende wehrloser Menschen in Konzentrationslagern zusammen. Dann läßt er ihre Dörfer und Felder in Flammen aufgehen. Schritt für Schritt verwandelt er das gesamte Operationsgebiet der Mambi-Armee in verbrannte Erde.

Spanische Milizen, die seit 30 Jahren den Kolonialbehörden zur Seite stehen, verschärfen den Terror. Es sind jene unversöhnlichen Nationalisten, die auch früher schon kubanische Versammlungen überfallen, Todesurteile für gefangene Aufständische durchgesetzt, ja sogar spanische Unterhändler ermordet haben. Jetzt sehen sie ihre finstersten Absichten bestätigt – das Schreckenssystem Weylers ist komplett. Die Kolonialarmee stampft durch das Land, schneidet die Insel mit einem Befestigungsgraben an der schmalsten Stelle von Camaguey in zwei Stücke und wütet so, daß die Zahl der seit 1868 ermordeten Zivilpersonen – offiziell werden 192 hingerichtet – auf 15 000 steigt. Felder und Dörfer gehen in Flammen auf, die kubanische Zuckererzeugung fällt binnen eines Jahres von einer Dreiviertelmillion auf eine Viertelmillion Tonnen.

Die nordamerikanische Presse nimmt sich dieser Vorgänge begierig an. Seriöse Zeitungen und die eben aufkommenden Massenblätter überbieten einander in sensationeller Darstellung der Greueltaten Weylers. Sie entsenden Bildreporter, und sind Fotos nicht zur Hand, malen Pressezeichner brutale Szenen aus. Im „New York Herald" erscheint die Skizze eines blonden Mädchens, das nackt vor zwei finsteren Gesellen steht, und die Bildunterschrift besagt, es sei eine Nordamerikanerin, die hier von spanischer Soldateska entehrt werde ... Kongreßmitglieder, Vereinsvorstände, Leitartikler und Geistliche fordern im Namen der Menschlichkeit die USA-Regierung auf, endlich zu handeln.

Hinter dieser hysterischen Kampagne stehen massive Wirtschaftsinteressen. Kam schon 1850 die Hälfte aller Schiffe, die kubanische Häfen anliefen, aus den Vereinigten Staaten, so exportierten nordamerikanische Händler jetzt weit mehr Güter nach Kuba als Spanien. Junge US-Firmen haben von heruntergekommenen spanischen Adligen Zuckerplantagen und Tabakfabriken samt ihren weltberühmten Marken erworben. 50 Millionen Dollar haben sie in das Geschäft gesteckt. Und man besinnt sich auf das Wort des Senators Stephen A. Douglas, der schon am 6. Dezember 1858 in New Orleans unter dem Beifall der Mississippi-Pflanzer ausgerufen hat: „Es ist unser Schicksal, Kuba zu besitzen, und eine Dummheit, das zu verschweigen!" Was sich einst die sklavenhaltenden Südstaatler wünschten, das wollen nun die Finanzgruppen des industriellen Nordens, und ihr Einfluß auf die Staatsführung ist ungleich größer.

Was aber praktisch tun? Einfach den Krieg erklären, wie das die Presse fordert? Die USA-Regierung, noch nicht an militärische Abenteuer gewöhnt, zögert. Ihre Landstreitkräfte sind schwach, und sie muß auf die Weltöffentlichkeit Rücksicht nehmen. Auch hofft Präsident McKinley, daß die finanziell ruinierten Spanier, wenn er den Aufstand heimlich mit Geld und Waffen nährt, das Spiel aufgeben und endlich ein amerikanisches Kaufangebot akzeptieren werden. Durch seinen Botschafter Woodford ersucht er sie im Oktober 1897, die persönlichen wie auch die Handelsinteressen aller US-Bürger auf der Insel zu achten; er erinnert an das Selbstbestimmungsrecht der Bewohner und verlangt ultimativ die Abberufung Weylers.

Madrid gibt nach, es ersetzt den gescheiterten Terror-General durch Marschall Blanco und beauftragt diesen, Kuba eine beschränkte Autonomie zu gewähren. Allerdings weisen das die kubanischen Revolutionäre entschieden zurück. Die Mambi-Armee ist im Vormarsch, sie greift schon Städte an; der Zusammenbruch des spanischen Kolonialregimes scheint bevorzustehen. Eben deshalb aber wird für die USA ein militärischer Zugriff nun höchst dringlich. Denn ist erst eine unabhängige Republik Kuba ohne sie erkämpft, fällt die „reife Frucht" nicht in den eigenen Garten ... Präsident McKinley jedoch erklärt in einer Kongreßbotschaft Anfang Dezember, seine Regierung könne nur dann eingreifen, wenn „Zustände eintreten würden, die nach Anschauung der ganzen zivilisierten Welt eine Intervention notwendig machen".

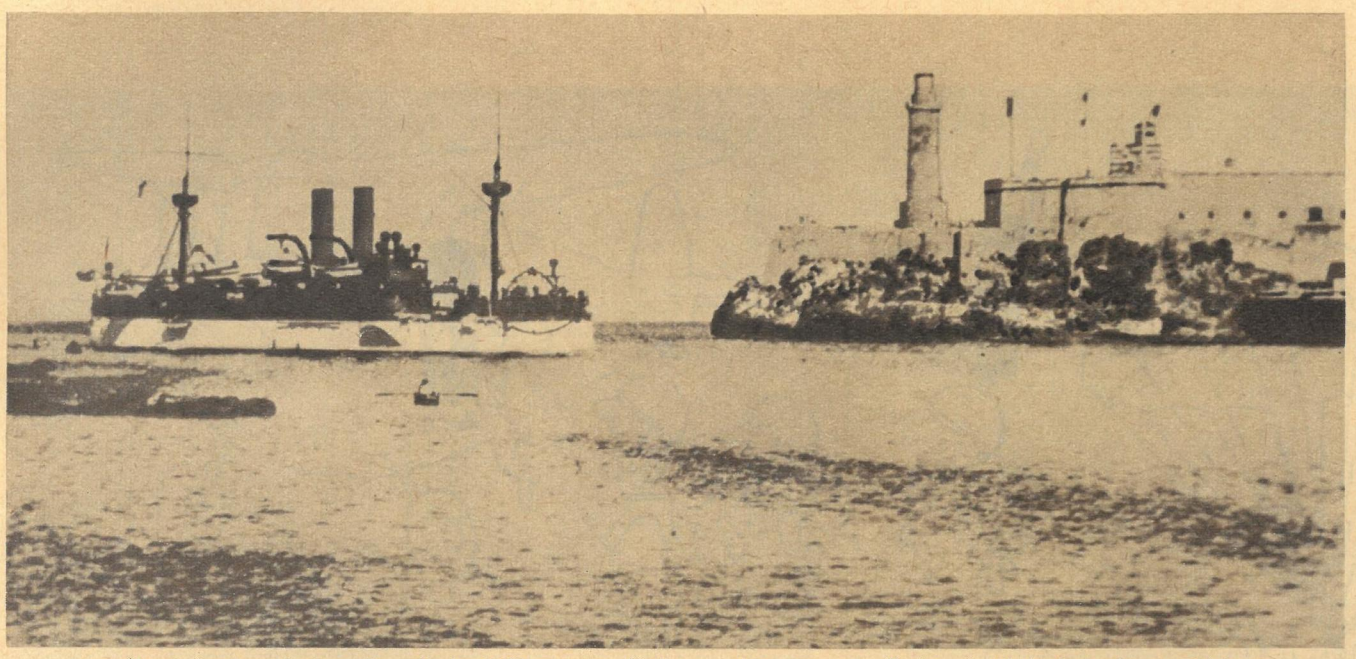
Damit ist freilich, wie man in Washington bald begreift, kaum mehr zu rechnen. In ihrer Bedrängnis lockern die Spanier nämlich die Zwangsmaßnahmen und üben sich in einer Politik der leichten Hand: Um die Jahreswende bilden sie eine kubanische Marionettenregierung. Sie besteht aus reichen Kreolen und jenen kompromißbereiten Vertretern des rechten Flügels der Mambi-Bewegung, die immer schon auf Kosten des eigenen Volkes zu einem Ausgleich mit der Kolonialmacht kommen wollten. Die Vereinigten Staaten, in der Aggressionstechnik noch wenig geübt, haben offenkundig den rechten Zeitpunkt zum Losschlagen verpaßt.

In dieser Lage entsendet Washington fünf funkelnagelneue Kriegsschiffe ins Karibische Meer: die „Iowa", die „New York", die „Indiana", die „Massachusetts" und den Kreuzer „Maine". Während die ersten vier nahe der alten Pirateninsel Dry Tortuga vor Haiti Anker werfen, läuft die „Maine" am 25. Januar 1898 in die Bucht von Havanna ein – scheinbar zum Schutz der in Kuba lebenden amerikanischen Bürger. Der 6 682-Tonnen-Kreuzer macht an der Boje 4 im Hafenbecken fest. Über diese Demonstration empört, kabelt Marschall Blanco die Nachricht nach Madrid. Und das um sein Prestige besorgte Spanien erwidert den „Höflichkeitsbesuch", indem es seinen Panzerkreuzer „Vizcaya" nach New York beordert.

Während das spanische Schiff den Atlantik überquert, rollt im Hafen von Havanna ein Vorgang ab, der im einzelnen nie geklärt worden ist. Am Abend des 15. Februar beurlaubt Kapitän Sigsbee das Offizierskorps der „Maine"; die meisten seiner Herren nehmen an einem Essen teil, das ihnen ein amerikanischer Schiffseigner auf seinem Handelsdampfer gibt. Von den 358 Besatzungsmitgliedern sind außer zwei Offizieren nur die Mannschaften an Bord, als gegen dreiviertel zehn eine furchtbare Explosion den Kreuzer zerreißt. In der Altstadt springen die Fensterscheiben, ein Feuerstrahl schießt empor ... In dem berstenden Stahlkoloß, dessen Trümmer sofort sinken, kommen 266 Menschen um.

Die aufs äußerste erschreckten spanischen Behörden schlagen sofort vor, ein internationales Schiedsgericht solle die Katastrophenursache klären. Das lehnen die USA ab. Statt dessen wird eine gemischte Kommission eingesetzt, die sich schnell entzweit. Die Spanier geben an, eine innere Explosion in einer der Munitionskammern habe das Unglück ausgelöst; die Amerikaner behaupten, ihr Schiff sei zuerst von außen durch eine Mine zerschmettert worden. Beide Expertengruppen stimmen lediglich darin überein, daß keiner Seite die Schuld nachgewiesen werden könne.

Noch ehe das magere Untersuchungsergebnis vorliegt, bringt die New Yorker Presse groß aufgemachte Berichte über einen geheimnisvollen Sprengkörper, dem der Kreuzer zum Opfer gefallen sei. „Das Kriegsschiff ‚Maine' durch eine Höllenmaschine des Feindes in zwei Stücke gerissen!" – so lautet die Schlagzeile im „Journal". Die Zeitung „World" fragt provokatorisch: „Sollen wir etwa warten, bis man uns auch auf die andere Wange eine Ohrfeige gibt?" Ein drittes Blatt druckt riesengroß ein Foto, mit dem bewiesen werden soll, daß die „Maine" durch Torpedoschuß versenkt worden sei. Das gleiche Foto ist aber, wie sich bald herausstellt, schon einmal veröffentlicht worden – als Aufnahme von einer Sonnenfinsternis.



Amerikanische Provokation: Die „Maine" fährt in den Hafen von Havanna ein. Rechts die Hafenbefestigung El Morro.

Ein dicker Mann gewinnt den Krieg

Am 9. März 1898 bewilligt der Washingtoner Kongreß 50 Millionen Dollar für „Verteidigungszwecke". Präsident McKinley läßt der spanischen Königin Maria Christina durch Botschafter Woodford eine Note überreichen, die – durch diplomatische Phrasen verklausuliert – folgendes Ultimatum enthält: Entweder wird Kuba für 300 Millionen Dollar an die Vereinigten Staaten verkauft, oder diese greifen militärisch ein ... Spanien weist die Erpressung zurück.

Im Hinblick auf den erwarteten Kriegsausbruch haben alle großen amerikanischen Zeitungen Sonderkorrespondenten nach Kuba entsandt. Aber nichts geschieht. In Havanna wird es heiß, mürrisch lungern die amerikanischen Berichterstatter in den Bodegas herum. Einem von ihnen, dem Hearst-Reporter Remington, reißt die Geduld. Ende März telegrafiert er seinem Chef: „new york hearst punkt alles ruhig punkt hier keine aufregung punkt möchte zurückkehren denn es wird hier keinen krieg geben punkt remington." Hearst jedoch kabelt zurück: „fordere sie auf dort zu bleiben punkt kümmern sie sich um fotografien ich sorge für krieg punkt hearst."

Tatsächlich ist der Feldzug beschlossene Sache; nur sind die USA noch nicht kriegsbereit. Ihr ganzes Heer besteht aus 2 000 Offizieren und 25 000 Mann, es mangelt auch an Munition für Gewehre und Artillerie. Woodford erhält Weisung, den Ausbruch der Feindseligkeiten bis Mitte April aufzuhalten. Das gelingt ihm, weil die spanische Regierung auf die Hilfe der sechs europäischen Großmächte hofft.

Fortsetzung folgt

Moderne Karawane ins Hochgebirge

Lena Smolny
und
Paul Friedemann
berichten
aus Mittelasien

Es liegt einem geradezu auf der Zunge, bei einer Reise in Zentralasien von Karawane zu sprechen, aber man muß sich gründlich von derartigen „altüberlieferten" Vorstellungen frei machen; sämtliche äußere Attribute solcher Art stimmen nicht mehr, seien es nun die Beförderungsmittel, die Straßen oder die Hotels. Allein die Flughäfen sind eine Weile des Beachtens wert. Unaufhörlich starten und landen riesige Verkehrsmaschinen oder kleinere für den landwirtschaftlichen Einsatz. Da stehen reihenweise, silbrig in der Sonne glänzend, die schnellen TU 104 und IL 18. Es fliegen Mütter mit Säuglingen, Kinder, Bauern, Studenten, alte Mütterchen, die in ihrer Jugend bei dem Wort „Eisenbahn" noch keine Vorstellung davon gehabt hätten. Das Flugzeug ist zum selbstverständlichen „Nahverkehrsmittel" geworden. Also, der alte Begriff vom Orient ist zu löschen, jedenfalls für den Teil, der sowjetisch ist.

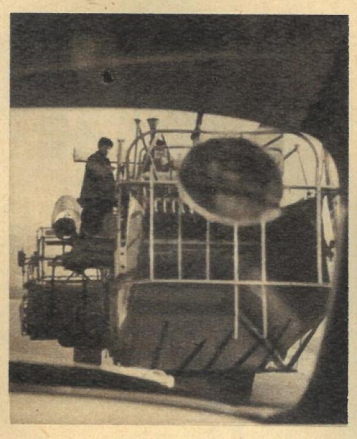
Wir waren nachts in Alma Ata angekommen und hatten lichterfüllte Straßen gesehen. Der erste neugierige Ausblick am Morgen vom Balkon ist überwältigend schön. Majestätische Bergriesen, eine ganze Gebirgskette, recken ihre schneebedeckten Gipfel in den blauen Himmel. Keine Zeit ist zu verlieren; der Wagen wartet schon vor dem Hotel (rechts), und mit unserer hübschen Begleiterin Rida, einer jungen Kasachin, fahren wir ins Hochgebirge. Alma Ata ist eine wunderbare Stadt, das gleich vorausgeschickt, jede Straße eine Allee, an jeder Kreuzung ein Park. Es ist die laubreichste Stadt der Sowjetunion (90 Quadratmeter Grünfläche je Einwohner, und

Wir hatten viele interessante Begegnungen auf dem Wege

das sind jetzt 500 000 Menschen). Klettert das Thermometer im Sommer auf plus 40 Grad, dann ist der Aufenthalt hier noch angenehm. Merkwürdig wenig imponierend nehmen sich an den vielen Bauplätzen die hochragenden Kräne gegen die mächtige Bergkulisse aus. Imponierend dagegen sind die Zahlen, die Rida nennt. Bis 1965 werden sechs Millionen Quadratmeter Fläche in Alma Ata bebaut sein, und die Einwohnerzahl wird sich verdoppelt haben. Die Gesamteinwohnerzahl Kasachstans beträgt jetzt elf Millionen bei einer Gesamtfläche von 2 756 000 Quadratkilometern.

Am schnellen Flüßchen Almaatinka entlang fahren wir buchstäblich durch Obstgärten. Wie herrlich muß es hier zur Baumblüte aussehen. Die berühmten Äpfel von Alma Ata gaben der Stadt den Namen. Alma heißt kasachisch Apfel und Ata Vater, also: Vater der Äpfel. Aus einer kleinen Siedlung mit wenigen hundert Menschen entstand Mitte des vorigen Jahrhunderts das Städtchen Werny (die

Moderne Technik vor der erhabenen Bergkulisse.



in die Berge. Unermüdlich kommentierte Rida: „In unserem Land gingen in den vierzig Jahren gewaltige Veränderungen vor sich. Aus einem Nomadenvolk wurden seßhafte Bauern."

Treue). So hieß es, bis Kasachstan 1921 Sowjetrepublik wurde; erst seit 1929 ist Alma Ata Hauptstadt der Republik. Vor vierzig Jahren waren die Kasachen noch Nomaden. Sie zogen, wenn die Weide unergiebig wurde und der Winter nahte, mit Jurte (zusammenlegbares Filzzelt) und Herden aus der Steppe in die Berge. Auch heute noch suchen manche Herden die Bergweiden auf, aber es ist nicht mehr das ganze Dorf, das die „Zelte abbricht", nur der Hirt geht mit, und die Oberhirten (sprich Zootechniker) sind studierte Leute.

Wie anders als mit wissenschaftlicher Kenntnis ließen sich die deutlich sichtbaren Erfolge der Republik erklären, die sauberen großen Dörfer, prächtigen Herden und reichen vollmechanisierten Kolchosen. Die Hektargrößen der Staatsgüter in dem seit acht Jahren erschlossenen Neuland sind atemberaubend: bis zu 50 000 Hektar. Kasachstan hat Kanada in der Weizenerzeugung bereits überholt, und in diesem Jahr spricht man von einer guten Ernte. Aber nicht nur über der Erde liegt der Reichtum der Republik. Karaganda verfügt, nach Kusnetzk, über die größten Kohlenvorkommen. Erdöl, Eisenerz, Kupfer, Blei lagern unter der Steppenerde und sind erst zum Teil erschlossen. Durch das ungeheure Wachstum sowohl der Industrie als auch der Landwirtschaft steigen die Einwohnerzahlen der Städte und des Landes in raschem Tempo; überall werden Menschen gebraucht.

Wir sausen die glatte, von jungen Pappeln und Birken eingesäumte Asphaltstraße entlang und genießen den stets wechselnden Ausblick auf die Berge. Uns entgegen kommen Schaf- und Rinderherden, mitunter den Weg versperrend, wir überholen große landwirtschaftliche Maschinen, und endlich begegnet uns auch ein Reiter mit einem Kamel, damit wir die „Exotik" einfangen können. In großzügigen Serpentinen windet sich die Straße die Berge empor. „So", sagt Rida, sich lächelnd zu uns umwendend, „hier hätten Sie vor vier Jahren noch aussteigen und zu Fuß weitergehen müssen. Sonntags oder am Wochenende können Sie sich den Ausflugsbetrieb hierher kaum vorstellen; alles fährt zum Issyk-See." Wir können es uns vorstellen, denn man müßte sonst schon kein Gefühl für Schönheit haben in dieser Umgebung.

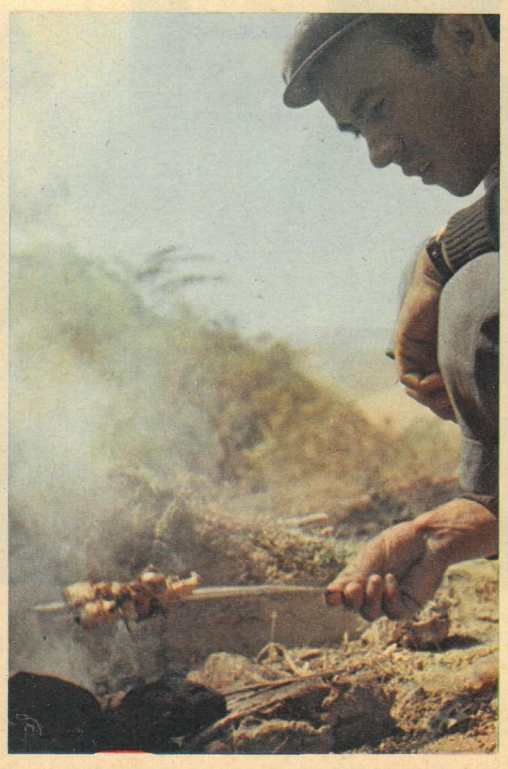
Wundervoll paßt sich die Straße in kühnem Schwung der großen Landschaft an. Nach einer letzten Wegbiegung liegt der Issyk vor uns. Aus dem jadegrünen Wasser des Sees ragen steil die bis zum Gipfel bewaldeten Drei- und Viertausender der Sailisker Alatau-Berge auf. Wir sind hier in 1750 Meter Höhe. Um den See herum ist eine Hochgebirgs-Touristenstation entstanden, kleine Holzhäuser als Unterkünfte und eine Gaststätte. In der großen Veranda begegnen wir – wie man sich eben so trifft, Tausende Kilometer von der Heimat entfernt – einer Reisegesellschaft aus der DDR. Es ist schon kühl hier. Der erste Schnee fiel vor wenigen Tagen. Es wird Abend einer unvergeßlich schönen kleinen Reise.

Nur wenige Kilometer sind es von Alma Ata zum Bergsee Issyk. Junge Leute haben sich dort einen herrlichen Ferien- und Wochenendaufenthalt geschaffen.

Im nächsten Heft lesen Sie:

Teehaus-geschichten

Ein Picknick auf Bergeshöhen

Als wäre plötzlich ein Vorhang weggezogen worden, so wachsen die Berge aus der Ebene. Wir sind wie in einer verwunschenen Landschaft, in der alles Leben erstarb, Mensch und Tier zu Stein wurden. Kahle Berge, Geröllhalden. Aber das Bild der verzauberten Gegend trifft doch nicht zu. Die breite Asphaltchaussee und die großen Karakulherden auf den weiten sandigen Flächen neben der Straße müßten dann eine Fata Morgana sein. Näher den Bergen steigen aus dem Morgendunst hübsche Dörfer, von Bäumen und Gärten eingesäumt, dort sogar noch ein Kischlak aus Lehm gebaut. Wie Schwalbennester kleben die Häuser am Hang. Oben in den Bergen steigt unter Dröhnen eine Staubwolke hoch. Eine neue Straße wird in die Felsen gesprengt. Unsere „Karawane" startete in die Aman-Kutan-Berge nahe Samarkand (Usbekistan). An einem schattigen Platz rasten wir. Terrassen sind angelegt, um das Regenwasser nicht sofort abfließen zu lassen, und die ersten Bäumchen und Sträucher wachsen, sorgfältig mit Dornen vor Tieren geschützt. – Hier soll Schaschlik gebraten werden. An langen Aluminiumspießen ist das Fleisch vorbereitet (für Interessenten: in Würfel geschnittenes Fleisch, das mit Essig abgerieben, mit Salz, Paprika oder Curry gewürzt ist), wird geschickt über der mitgebrachten Holzkohle gegrillt. Mit viel Zwiebel und (wenig) Brot wird das Fleisch direkt vom Spieß geknabbert. Als Nachtisch Weintrauben und saftige Melonen. Na, Appetit bekommen? In dieser „exotischen" Umgebung hat es natürlich doppelt gut geschmeckt.

Bildbericht Lena Smolny und Paul Friedemann